# Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

1. Band. Philadelphia, Oktober 1846. 4. Heft.


## Der Wucherer und das Friedensgericht.

Eine Novelle von Eduard Ludwig.

[Fortsetzung.]

In diesem Augenblicke rief der Friedensrichter: „Die Sitzung ist eröffnet! — Herr Strassen, rufen Sie die vertagten Sachen auf!"

Der Gerichtsvollzieher, der an der Seite des Tisches, links vom Friedensrichter stand, hatte die Originalladungen vor sich liegen und rief: „Schmitz gegen Kluth!"

Die Aufgerufenen traten aus dem, diesseits der Schranken gedrängt stehenden Auditorium, in den Raum vor den Gerichtstisch.

Der Friedensrichter hielt ihnen das Beweisthema vor, worauf die bezüglichen Schriften Seitens des Klägers vorgelegt wurden. Dann sprach der Friedensrichter auf der Stelle das Endurtheil.

Kläger und Beklagter zogen sich zurück und der Gerichtsvollzieher rief: „Kalhausen gegen Lindenschmidt!"

„Die Parteien haben sich verglichen," antwortete eine Stimme aus dem Publicum.

„Die Sache wird von der Rolle gelöscht!" erklärte der Friedensrichter.

„Anderwahr gegen Königliche Regierung!" erschallte die Stimme des Gerichtsvollziehers.

Niemand trat vor.

„So wird die Sache gestrichen!" verkündigte der Richter.

Auf obige Weise ging es mit einigen der vertagten Sachen fort, die unseren Zuhörern weiter kein Interesse darboten.

Der ältere Fröhlich benutzte diese Zeit, den Reisenden auf mehrere Personen, die innerhalb der Schranken zur Seite auf Stühlen und Bänken saßen, aufmerksam zu machen.

Ein großer Theil der älteren und jüngeren Herren, die in Acten oder Büchern lasen, waren Advocaten, die hier als Bevollmächtigte die Parteien vertreten oder ihnen assistiren. Denn eigentliche Advokaten giebt es bei den Friedensgerichten nicht. Ihnen schlossen sich Referendare, Auscultatoren und Notariatscandidaten an.

Ein stattlicher Mann von mittleren Jahren, derselbe, mit welchem der Metzger im Weinzimmer gesprochen, hatte in den meisten Prozessen zu plaidiren. Er war Rechtsgelehrter von Fach, wiewohl als früherer akademischer Brausekopf ohne eigentliche Qualität. Ausgezeichneter Jurist, bei steter Fortbildung und anständigem Betragen, niemals Vertheidiger einer schlechten Sache und einer strengen Redlichkeit beflissen, sitzt er fest in der Achtung der Gerichte und im Vertrauen des Publicums. Ja, die geschicktesten Advocaten, die nicht Zeit haben, am Friedensgericht zu plaidiren, übertragen ihm schwierige Processe vor demselben, die sie aus Rücksicht für ihre Clienten annehmen müssen.

Jener kleine, bewegliche Mensch im Sackpaletot, der in seinen Vorträgen stets das Schluß-N der Wörter wegläßt, ist ein Spezereihändler: welcher früher seine Weisheit in der Schreibstube eines Advocaten aufgefischt hat.

Dort jener blasse Mann ist Schreiber bei einem Advokaten, erscheint hier für seinen Herrn und huldigt so dem Schwerte der Gerechtigkeit, während er selbst früher ein gekrümmtes zur Seite trug, als Hautboist bei einem Infanterieregimente.

Noch ein kleines Männlein mit krummen Beinen, seines Standes ein Schneider, giebt sich mit Vertreten der Parteien ab. Er geht vor der Audienz auf dem Hausflur umher, angelt, links und rechts nach einem Unkundigen und hat dieser angebissen, so läßt er sich schnell eine Vollmacht schreiben. Ich sage, läßt, denn er selbst versteht nicht einmal seinen Namen zu kritzeln. Uebrigens nimmt er vor Gericht weiter keine Anträge, als auf Ausspruch eines Contumacialurtheils oder auf einfache Vertagung.

Der Referendar bemerkte schließlich, daß in den letzten Jahren die Zahl der Winkelconsulenten, besonders durch den Friedensrichter Schurtmann, sehr verringert worden; da aber nach dem Gesetz die Partheien sich durch Bevollmächtigte vertreten zu lassen, befugt seien, so gäbe es kein wirksames Mittel, die Personen, denen man keinen direkten Vorwurf über ihre Kenntnisse und ihre Moralität zu machen im Stande wäre, als Mandatare der Partheien vom Friedensgericht fern zu halten.

Ein junger Mann mit feurigem Blick und schwarzen Haaren nahte sich hierauf mit Anstand und Bescheidenheit dem Referendar, diesem eine Nachricht in Betreff eines Prozesses mittheilend. Sein angenehmes Organ, die fließende Sprache, das Gediegene seiner Bemerkungen fielen dem Reisenden auf. Als er wieder fortgegangen, erkundigte sich Massau nach dem Herrn, der ihn interessirt hatte.

„Das ist", sagte der Referendar, „einer unserer geschicktesten Rechtspraktikanten, dem Nichts fehlt, als akademische Studien. Sekretär bei einem der wissenschaftlich gebildeten Advokaten, ist er mehr dessen Freund als sein Geschäftsführer. Am Friedensgericht ersetzt er seinen Prinzipal stets zu dessen und seiner Clienten Zufriedenheit. Er ist auch von allen Friedensrichtern, nur nicht vom Justizrath Schurtmann, gern gesehen. Denn er beging die Thorheit, als dieser ihn einmal vor Gericht beleidigte, den Friedensrichter zu verklagen, und wie ich Ihnen schon früher erklärte, daß es stets so gehe, bekam auch er bei der Behörde Unrecht. Er kann und will deshalb nicht mehr vor diesem Friedensgerichte als Bevollmächtigter auftreten, was seine Freunde sehr bedauern."

„Sehn Sie dort den Herrn mit der gebogenen Nase im braunen Frack mit gelben Knöpfen?" fragte der Bildhauer den Fremden.

Dieser erwiderte, daß ihm der Herr sehr bekannt vorkomme. Wenn er nicht irre, so habe er denselben gestern Abend im Theater gesehen.

„Ganz recht", sagte der Referendar, „es ist der Schauspieldirektor Ernstthaler, der fast an jedem Sitzungstage als Kläger oder als Beklagter hier erscheint. Bald wird er wegen vorenthaltener Gage, bald wegen Contraktbruchs von Schauspielern u. Schauspielerinnen, Sängern und Sängerinnen verklagt; bald fordert er von diesem oder jenem Theatermitglied eine festgesetzte Conventionalstrafe oder Entschädigung. Was der Gegenstand der Klage aber auch sein möge, stets verliert er den Prozeß, den er gewöhnlich in der Appellinstanz gewinnt. — Da jeder Zweifel an die Unpartheilichkeit des Richters schon ein Verbrechen ist, welches zu ahnden man sich beeilen würde, so hörte ich den Mann neulich blos erklären, er wolle seine jetzige Wohnung verlassen und in eine Straße ziehen, die zu einem andern Friedensgerichtsbezirk gehöre. Die Dame, die neben ihm steht, soll gewiß in der Sache Zeugniß geben. Es ist unsere Primadonna, Fräulein Donaustrauch. Der im abgeschabten Mantel dahinten ist der Sänger Aeuglein, welcher mit einem Male seine Stimme verloren hat und sie vermuthlich vom Dirktor zurückverlangt."

---

Jetzt rief der Gerichtsvollzieher: „Aeuglein gegen Ernstthaler!"

Die Vorbeschriebenen erschienen.

Kläger bat um Vertagung der Sache, weil ein Zeuge noch nicht da sei.

Trotz der Protestation des Verklagten ging die Sache, wiewohl peremtorisch, — entscheidend, — auf die nächste Sitzung zum Beweise über.

Neuer Aufruf: „Schmalbach gegen Rosenkranz!"

Diesem Aufruf folgend erscheinen innerhalb der Schranken, an der einen Seite Herr Schmalbach in derselben Kleidung, wie der Leser ihn seine Wohnung verlassen gesehen hat, an der anderen Seite ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, in grobem Tuchüberrock von grauer Farbe und mit Händen, welche noch Spuren der Möbelpoliturbeize trugen. Es war ein Tischler. Ihm folgte eine nicht viel jüngere Frau in verbleichtem, kattunenem Mantel, die Kapuze über den Kopf geschlagen so daß das Gesicht allein frei blieb, wie es die allgemeine Tracht der Frauen aus den niederen Ständen im Winter und Sommer ist.

„Wer seid Ihr, Frau?" fragte der Richter.

„Dieser hier ist mein Mann! sagte die Angeredete.

„So verhaltet Euch ruhig, denn wir haben hier nur mit Eurem Manne zu thun."

Er wendete sich hierauf an Schmalbach und sagte:

„Durch Interlocut vom 24. d. M. ist Ihnen aufgegeben worden, in heutiger Sitzung den Eid, welchen der Verklagte Jacob Rosenkranz Ihnen zugeschoben hat, auszuschwören. Er lautet: „„Ich schwöre zu Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, einen leiblichen Eid, daß ich auf das dem Verklagten Jacob Rosenkranz vorgeschossene Darlehen von fünfzehn Thalern, keineswegs den Betrag von fünf Thaler, überhaupt gar keine Abschlagszahlung empfangen habe; so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium. Amen.""" — In voriger Audienz haben Sie den Eid acceptirt. Sind Sie nun bereit, denselben auszuschwören?"

„Das kann er nicht, das geht nicht an; er wird seine Seele dem Teufel nicht übergeben wollen!" schrie die Frau.

„Ich warne Euch, Frau," bemerkte der Richter, „Euch in die Verhandlungen zu mischen, sonst bin ich genöthigt, Euch hinausführen zu lassen."

„Ich will still sein," sagte die Frau.

Schmalbach hatte bereits die rechte Hand in die Höhe gehoben.

„Warten sie noch!" erinnerte der Richter. „Haben Sie sich hinreichend geprüft und wollen Sie wirklich den Eid ausschwören?"

„Ich habe das schon in der letzten Sitzung erklärt."

„Nun so geben Sie wohl Acht, was ich Ihnen jetzt sagen werde: Der Eid ist eine heilige Handlung, durch die Sie Gott zum Zeugen der Wahrheit und zum Rächer der Unwahrheit anrufen. Der Meineidige hat nicht allein die Strafen im ewigen Leben zu erwarten, sondern er muß auch fürchten, daß die weltlichen Gerichte sobald sein Meineid entdeckt wird, ihn mit Strafen belegen. Letztere sind scharf und brandmarken den Verbrecher mit unauslöschlicher Schande. Ihnen ist dieses Alles wohl bekannt, da sie nicht zum ersten Mal vor Gericht einen Eid schwören. — Nun heben Sie die zwei Vorderfinger der rechten Hand in die Höhe und sprechen mir nach!"

Der Ermahnte befolgte das Geheiß des Richters und sprach Folgendes nach:

„Ich schwöre zu Gott, dem Allmächtigen —"

„Er schwört! Jacob, er schwört!" rief die Frau weinend und rang die Hände.

„Herr Strassen!" rief in unwilligem Tone der Friedensrichter, „führen Sie die Frau vor die Thür."

Der Gerichtsvollzieher wollte die Weinende beim Arm nehmen. Diese aber schrie: „Nein, er soll nicht schwören! Jacob, laß seine Seele nicht zum Teufel fahren!"

Rosenkranz antwortete: „Ja, Herr Justizrath, wie meine Frau gesagt, so soll es sein; ich verzichte auf den Eid."

„So trage ich auf Verurtheilung des Beklagten nach Inhalt der Vorladung an," sagte ganz kaltblütig Schmalbach.

„Sind Sie nicht geneigt, den Leuten einen Theil Ihrer Forderung zu erlassen?"

„Nein!"

„In Erwägung, daß, da der Kläger in heutiger Audienz den ihm vom Verklagten zugeschobenen Eid auszuschwören bereit war, der Verklagte aber auf Ableistung desselben verzichtet hat, die Sache auf den Standtpunkt, auf welchen sie sich in der Audienz vom 24. d. M. befand, zurückgeführt ist; daß durch Interlocut vom genannten Tage bereits der Beweis der Klage in Bezug auf die Höhe der Forderung feststeht, die Einrede des Verklagten aber nicht gerechtfertigt erscheint, da ein anderer Beweis, außer der Eidesdelation weder angetreten noch erboten worden.

Aus diesen Gründen

Erkennt das königliche Friedensgericht in letzter Instanz für Recht: Beurkundet den Verzicht des Beklagten auf Ausschwörung des dem Kläger angetragenen Eides; verurtheilt den Verklagten Jakob Rosenkranz zur Zahlung der eingeklagten Summe von fünfzehn Thalern und legt ihm die Kosten, liquidirt auf fünfzehn Silbergroschen sechs Pfennige, zur Last."

Nach dieser durch den Friedensrichter vollzogenen Urtheilspublikation traten die Parteien ab.

Der fremde Kaufmann eilte den Eheleuten vor die Hauptthüre nach und bestellte den Mann auf den Nachmittag halb zwei Uhr in seinen Gasthof. Dann kam er wieder in den Saal zurück, ohne Etwas über sein Vorhaben zu äußern.

Der Bildhauer war entrüstet über den Kläger. „Der Schurke!" sagte er und ballte die Faust gegen ihn.

„Ruhig!" sagte sein Bruder, „es kommt noch besser."

Es folgten jetzt die neu anhängig gemachten Sachen. Wir wollen jedoch Alle, die mit unserer Erzählung nicht in Verbindung stehen oder sonst kein Interesse bieten, übergehen. Sie betrafen Schuldforderungen; Klagen auf Wiedereintritt einer ohne Ursache weggegangenen Magd in den Dienst; umgekehrt Klagen der Mägde auf Bezahlung des Jahreslohns und Kostgeldes, weil sie ohne Ursache von der Herrschaft mitten im Dienstjahre entlassen worden, woraus man ersieht, wie wenig beliebt die neue Gesindeordnung auch hier in Rheinaustadt ist und welche Schwierigkeiten sich deren Einführung entgegenstellen; ferner Besitzstörungen; Commissionärgebühren über stattgehabte Lieferungen; Oppositionen gegen Contumacialurtheile ꝛc. und Vergleichsangelegenheiten. Sie wurden entweder von der Rolle gelöscht, durch Contumacial- oder contradictorische Endurtheile, durch Vorbescheide auf Ortsbesichtigung, Ernennung von Sachverständigen, Beiladung eines Gewährsmannes ꝛc., oder durch Interlocute auf Zeugenbeweis, Eidesausschwörung, Produktion von Urkunden u. s. w. erledigt.

Merkwürdig war folgender Zwischenfall:

Ein alter Herr wollte für seine Partei in ganz einfacher Sache einen langen Vortrag halten. Der Richter bemerkte: er sei hinreichend instruirt. Der Sprechende wollte sich nicht stören lassen, worauf der Friedensrichter ihm das Wort untersagte. Dennoch sprach der Mann fort und als der Richter ihm mit Strafe für sein Benehmen drohte, schlug er auf den Tisch und sagte: „Sie müssen mich hören!" brachte schnell seinen Vortrag zu Ende und schloß mit dem Satze: „Dixi et salvavi animam meam."

Der Friedensrichter verurtheilte ihn hierauf, auf Grund des Artikels 10 der bürgerlichen Prozeßordnung, in eine Geldbuße von zwei Thaler und verordnete den öffentlichen Anschlag des Urtheils im Sitzungssaale.

Von den Sachen, die vor das Vergleichsbureau gehörten, wurde eine verglichen und demnach der Vergleich zu Protokoll genommen; die meisten aber auf die Erklärung des Verklagten, sich nicht vergleichen zu können, zum Landgerichte verwiesen, was auch in dem Falle geschah, wenn eine der Parteien weder persönlich noch durch einen Bevollmächtigten geschehen war. Diesen Umstand bescheinigt der Gerichtsschreiber blos auf der Vorladung, welche der erschienene Theil zurückerhält und wodurch der Nichterschienene eine Geldbuße von zehn Franken erwirkt hatte.

Die erste neue Sache war: Sauerkraut gegen Ehrenfried und Massau.

„Massau?" sagte der Reisende für sich und blieb eine Zeitlang nachdenkend.

Nur der Kläger erschien. Wie die Leser wissen, hatte der junge Massau sich verspätet. Sauerkraut verlangte ein Contumacialurtheil

welches auch gegen beide Nichterschienene ausgesprochen wurde.

Beim Aufruf der Sache: „Schmalbach gegen Bolt" trat blos der Erste auf. Der Letzte war nicht da.

„Ich bitte um ein Contumacialurtheil," sagte Schmalbach und erhielt es.

In der Sache gegen Krafft hielt dieser dem Kläger eine Quittung über die gänzlich bezahlte Schuld entgegen. Schmalbach wurde daher mit seiner Klage abgewiesen und in die Kosten verurtheilt.

Die Sache gegen Anton Schmitz, erklärte der Kläger, sei abgemacht.

Endlich kam die Räumungsklage gegen Melchior Heibach an die Reihe.

Mit dem Verklagten, einem bleichen, fast zusammenbrechenden Manne von dreißig und einigen Jahren, dem man Hungerleiden und Kummer auf den ersten Blick ansah, trat der Referendar Fröhlich als dessen Rechtsbeistand in die Schranken.

Auf die Klage, daß er ohne Titel und Recht eine Dachstube in einem am Wall gelegenen Hause des Klägers bewohne und die Miethe für zwei Monate mit zwei Thaler schuldig sei, konte der Arme nur antworten, daß er eingestehe; daß ihm auch vor 14 Tagen die Wohnung gekündigt und er dem Kläger noch zwei Thaler an rückständiger Miethe schuldig sei; daß er ferner jetzt bei der Kälte nichts verdienen könne, weil er als Maurer keine Arbeit habe; daß er ebendeßhalb außer Stande wäre, sich eine andere zu suchen und daß sein Weib mit zwei Kindern auf dem Stroh, ohne Feuerung und Pflege, krank darnieder lägen, während seine übrigen fünf Kinder unaufhörlich nach Brod riefen und Nichts hätten, ihre Blöße zu bedecken. Sobald er wieder Arbeit haben würde, wollte er ausziehen und bezahlen.

„Was kümmert alles dieses mich?" sagte der Wucherer. „Ich bitte, Herr Justizrath, den Mann zur Räumung verurtheilen zu wollen."

Nun nahm der Referendar Fröhlich das Wort. Er hatte keinen Rechtsgrund, die Klage zu beseitigen oder deren Erledigung zu verzögern. — Es war das Recht unzweifelhaft auf Seiten des Klägers. Hier vermochten deshalb nur Worte, die ins Herz dringen, eine Wirkung hervorzubringen. Doch verschwendete er, mit wie grellen Farben er auch die Lage des Proletariers schildern mochte, sein schönes Talent vergebens. Seine Rede war ein Meisterstück und schon aus diesem Grunde wollen wir nicht den Versuch machen, sie unsern Lesern wiederzugeben, wenn wir nicht außerdem fürchten müßten, ihr Gemüth zu sehr zu erschüttern. Schmalbach's Herz blieb Stein, während das Gerichtspersonal und alle Anwesenden sich kaum der Thränen zu erwehren vermochten.

Der Friedensrichter hatte keinen gesetzlichen Grund, einen Ausstand von Amtswegen zu bewilligen und mußte daher, obgleich sein Herz in der Regel ziemlich gepanzert war, dieses Mal mit blutender Seele das Urtheil zur Räumung der Dachkammer und zur Bezahlung des rückständigen Miethzinses mit den Kosten aussprechen.

Triumphirend trat Schmalbach zum Gerichtschreiber und sagte: „Herr Gerichtschreiber, fertigen Sie mir so schnell als möglich das Urtheil aus."

„Der Bösewicht! so wollte ich ihn sehen, mit dieser teuflisch hohnlachenden Miene," sagte der Bildhauer und zeichnete schnell mit seinem Stift die Züge des Wucherers auf ein Papier.

Da trat der Referendar herzu. Der Fremde, mit nassen Augen, drückte ihm ein Papier in die Hand und sagte: „Eilen Sie, theurer junger Mann, dem ich meine ganze Bewunderung zolle, befriedigen Sie den Hartherzigen und miethen Sie noch heute eine passende Wohnung für die unglückliche Familie, deren Miethe Sie für ein Vierteljahr vorausbezahlen; auch können Sie Nahrungsmittel und Kleidung sofort anschaffen. Reicht die Fünfzigthaler-Cassenanweisung nicht hin, so fordern sie ungenirt mehr. Um zwei Uhr erwarte ich Sie dann im Gasthofe zum Prinzen Waldemar, wo ich eingekehrt bin, zum Mittagessen. Nicht wahr, Sie schenken mir das Vergnügen?"

„Ich bin stolz darauf, Ihre Anordnungen in Betreff der armen Familie ausführen zu können und hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein. Das Geld reicht vollkommen hin und Ihre gütige Einladung nehme ich mit Freuden an."

Nach dieser Antwort eilte der Referendar schnell fort.

Der Bildhauer, ebenfalls von dem Fremden eingeladen, beurlaubte sich höflich.

Nun trat der Kaufmann zum Gerichtsvollzieher, der, nachdem der Richter die Sitzung bereits aufgehoben und mit dem Gerichtsschreiber und dem größten Theil der Anwesenden den Saal verlassen, noch mit einigen Leuten sprach, und bat ihn, ihm doch zu sagen, was das für ein Massau sei, dessen Name heute von ihm aufgerufen worden und wo derselbe wohne?

„Sehr gern," antwortete Strassen und sah in sein Notizbuch. „Der Aufgerufene heißt Theodor Massau, ist ein sehr rechtschaffener, junger Mann, als Commis in Diensten des Handlungshauses Gabriel und Compagnie dahier und blos als Bürge verklagt worden, einer Forderung wegen, die sein kranker Jugendfreund für Kostgeld verschuldet. Er wohnt bei der Wittwe Bossen in der Bergstraße Nr. 9.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihre gefällige Auskunft," sagte der Fremde und rief dem vor der Thüre stehenden Lohnbedienten zu: „In die Bergstraße Nr. 9.

———

Wir führen den Leser jetzt in die St. Benediktskirche. Diese ist ein altes, ehrwürdiges Gebäude von großem Umfange. Sie gibt von dem religiösen Eifer und dem reinen Kunstgeschmack unserer Vorfahren ein gültiges Zeugniß. Das Schiff sowohl wie der Hauptthurm und die beiden Nebenthürme wetteifern von außen miteinander in architektonischer Schönheit. Im Innern der Kirche weiß man nicht, ob man die herrlichen Pfeiler oder die kunstvoll gewölbte Decke, die werthvollen Figuren in den Fenstern von farbigem, gebranntem Glase oder die im hohen Chor angebrachten gewirkten Tapeten, das Meisterwerk des Orgelbauers, oder den unnachahmlich schön geschnitzten Hochaltar, die Sarkophage in den Seitenkapellen oder die Marmorstatuen der Heiligen bewundern soll. Reiche Vergoldung, seltene Gemälde und Kostbarkeiten von edlem Metall sind aller Orten vorhanden, kurz, Alles athmet die größte Pracht, verbunden mit edlem Kunstsinn. Niemand, welches Glaubens er auch sein mag, betritt dieses Gotteshaus, ohne von dessen Erhabenheit überrascht und in andächtige Stimmung versetzt zu werden.

So ging es auch unserem Theodor Massau, der zwar oft diese Kirche besucht hatte, aber jedesmal auf's Neue davon ergriffen wurde.

Im ersten Augenblick dachte er nicht einmal an den Zweck seines Hierseins, bis er des Lieutenants Lieb ansichtig wurde, der an einem Pfeiler lehnte und unverwandt seine Blicke nach dem zweiten Seitenaltare linker Hand richtete. Jetzt war Massau sich wieder seines Zweckes bewußt, und mit dieser Erinnerung stieg zugleich der peinigende Gedanke in ihm auf: der Lieutenant könne möglicher Weise gleiche Absicht hegen.

Er trat deshalb zu ihm und sagte leise: „Ei, bester Lieb, Sie sind ja auch hier?"

„Donnerwetter" — er fuhr jedoch bei diesem Gewohnheitsfluch zusammen, — „ich wollte sagen, Freund, begreifen Sie denn nicht, daß ich nur für Sie thätig gewesen?" antwortete der Offizier.

„Für mich? wie soll ich das verstehen?"

„Das wird Ihnen sehr leicht werden, wenn ich Ihnen bemerke, daß Sie ohne mich den aufzusuchenden Gegenstand gar nicht zu finden vermögen, denn die alte Haushälterin kennen Sie in ihrem Ausgangscostüme so wenig, wie das junge Mädchen überhaupt, von dem Sie zur Zeit blos den Kopf gesehen haben."

„Ihre Bemerkung ist sehr richtig und ich begreife wirklich nicht, daß ich an einen so wichtigen Umstand gar nicht gedacht habe."

„Noch mehr. Die Schöne ist heute ohne ihre Begleiterin hier."

„Was, ohne den Drachen?"

„Wie ich Ihnen sage. Die niedliche Figur im Mäntelchen mit dem Schleier am Hut, welche dort im Kirchenstuhl so andächtig kniet, ist die Schöne."

„Ha! — aber —"

Kaum vermochte Lieb an diesem heiligen Ort sich des Lachens zu erwähren. „Sie sind doch ein Neuling in jeder Hinsicht, wenn es darauf ankommt, eines Mädchens Bekanntschaft zu machen," sagte er. „Ich sehe es ihnen schon

an, Sie wissen nicht, wie Sie es anfangen sollen?"

„Daß Sie Recht haben, brauche ich Ihnen nicht erst zu gestehen."

„Ich erlasse ihnen das Geständniß. Aber jetzt schnell ein Paar Zeilen, wo möglich Verse, die Sie gar nicht übel zu drechseln verstehen. Dann überlassen Sie mir das Weitere."

„Verse? — hier in der Kirche? Das würde sich doch nicht schicken.

„Ach, mein Freund," sagte der Offizier, „würden die Kirchen nur nicht von schlechten Menschen in böserer Absicht benutzt, so stände es gut um Religion überhaupt und Moralität insbesondere. Sie haben edle, ernste Absichten auf das Mädchen und wollen ihr blos zu erkennen geben, daß ein treues, gutes Herz in dem Busen eines hübschen, jungen Mannes für sie schlägt. Da ist Papier und Bleistift, rasch!"

Massau sah sich in der Kirche um. Nur ein paar alte Frauen kauerten auf ihren Knieen am Boden, sonst war der ganze Raum leer, denn die Messe schien beendigt. Er trat hinter den Pfeiler und schrieb, von niemand beobachtet, folgende Verse:

„Der Tugend heißes Flehn dringt stets zum Herrn!
Drum muß wohl Dein Gebet Erhörung finden.
Ach! möcht' auch mir die Hoffnung nicht entschwinden:
An Dich zu glauben, meiner Liebe Stern!"

Er überreichte das Papier dem Lieutenant, welcher das Geschriebene las und halblaut ausrief: „Herrlich! herrlich!"

„Sie habens zu verantworten, wenn ich durch dieses Machwerk mich um die Gunst des Engels bringe."

„Lassen Sie mich nur gewähren."

Mit diesen Worten nahte er sich der Bank, welche die nächste hinter ihnen war, in der Gertrud — denn sie war die beobachtete Dame — kniete. Hier betete eine lange, hagere Figur in kattunenem Mantel, die den Offizier zu kennen schien. Er stellte sich einen Augenblick neben die Frau und als dieselbe nach ihm hinsah, steckte er ihr unvermerkt den zusammengelegten Zettel und ein Fünfgroschenstück in die Hand, mit den Augen auf die vor ihnen knieende Dame deutend.

Die Frau winkte kaum bemerkbar mit dem Kopfe zum Zeichen des Verständnisses, worauf der Lieutenant zu seinem Freunde zurückging.

Hinter ihrem Versteck hervor sahen nun die Männer, wie die junge Dame sich setzte und die Figur im kattunenen Mantel sich zu ihr hinüberbog, leise und anhaltend mit ihr flüsternd.

Durch das Klappern und Rasseln der Kirchenthürschlüssel, welche von der Hand des den Gang heraufkommenden Küsters in Bewegung gesetzt wurden, in ihren Beobachtungen gestört, verließen die Freunde den Tempel, sahen aber noch, daß die Frauen sich ebenfalls erhoben.

Vor der Thüre wünschte Lieb dem jungen Massau Glück zur Fortsetzung seiner Bewerbung, bot auch für die Zukunft seine Dienste an und rieth ihm, das Herauskommen der Schönen abzuwarten, um sie näher zu betrachten.

Massau dankte seinem Freunde und blieb stehen, während der Offizier sich entfernte.

Nicht lange darauf erschien Gertrud, die sich von der sie begleitenden Frau im Mantel, welche Niemand anders als die Frau Base der Haushälterin war, Abschied nehmend trennte, einen Blick nach dem in Entzücken versunken dastehenden Massau warf und eiligst ihren Weg nach Hause nahm.

Theodor folgte ihr von fern. Immer noch verhüllte der neidische Schleier ihr schönes Gesicht. Endlich, an der Hausthür ihrer Wohnung angelangt, schlug sie den Schleier zurück und — wer beschreibt die Freude des jungen Mannes — nickte ihm mit engelgleichem Lächeln ein freundliches Lebewohl zu, worauf sie durch den Eingang verschwand.

„Ja, das war sie! Das war das Engelsgesicht von diesem Morgen!" rief Theodor aus. Lange noch weilte er auf derselben Stelle, dann ging er in Nachdenken vertieft zu seinem Freunde Ehrenfried.

Es konnte nicht leicht eine innigere Freundschaft zwischen zwei jungen Männern bestehen, als unter diesen. Ehrenfried war gleichfalls aus Elberfeld gebürtig. Seine Eltern hatten neben den Eltern Massau's gewohnt. Spielcameraden von frühester Kindheit an, waren sie gemeinschaftlich in der Elementarschule und später in der höheren Bürgerschule, jederzeit aber in derselben Classe gewesen. Gleicher Fleiß und Zeugnisse. Keiner genoß ein Vergnügen ohne den anderen. Später wurden

sie zusammen confirmirt und in dieser Periode ereignete es sich, daß Ehrenfried eines Tages der Lebensretter Massau's wurde, indem dieser, beim Baden, vom Krampf befallen, hätte ertrinken müssen, wenn jener nicht zeitig genug seinen Freund sinken gesehen und zu seiner Rettung vom sicheren Tode herbeigeschwommen wäre. Konnte irgend Etwas die Freundschaft noch enger knüpfen, so war es dieser Umstand. Doch mußten sie sich nun auf vier Jahre für sechs Tage in der Woche trennen, weil Ehrenfried zu einem Juwelier in die Lehre und Massau zur Erlernung der Handlung auf ein Comptoir kam, Sonntags und jeden anderen Festtag sah man sie aber stets bei einander. Nach beendigter Lehrzeit traten Beide in ein und dasselbe Regiment und in dieselbe Compagnie. Dann conditionirten sie noch ein Jahr in Elberfeld und fanden hierauf Engagement in Rheinaustadt, wo sie bereits zwei Jahre zugebracht hatten. Ehrenfried's Eltern lebten zwar noch, waren aber so arm, daß sie ihren Sohn in der Krankheit nicht unterstützen konnten. Massau that mit eigener Aufopferung mehr für ihn, als ein Bruder zu thun vermochte und war dadurch in seinen Verhältnissen ziemlich zurückgekommen. Doch blieb er von seinen Prinzipalen geliebt und geachtet, und wenn er sich hätte überwinden können, sie um Vorschüsse anzugehen, so würde er erhalten haben, was er wünschte. Dazu war er jedoch zu stolz und so versuchte er die Anleihe bei Schmalbach.

Ehrenfried befand sich schon außerhalb des Bettes, konnte sich aber noch nicht von der Stelle bewegen. Theodor erzählte ihm von ihrer Verurtheilung, von der Hoffnung auf das Darlehn — von seiner Liebe.

„Du guter Mensch," sagte Ehrenfried, „wie werde ich Dir jemals Deine Freundschaft vergelten können?"

„Schweig' doch, guter Junge, was ich thue, halte ich für meine Pflicht. Es geschieht so ganz von selbst, als wenn es nicht anders sein könnte. Das mahnt mich jedoch an meine Schuld, die ich dir nur mit meinem Leben würde abtragen können."

„Wieder das alte Lied. Wie oft soll ich Dich bitten, jenen Zufall, der mir das Glück verschaffte, Dich noch zu besitzen, nicht zu hoch anzuschlagen. Aber wenn Du müde vom Comptoir Abends heimkehrtest, die ganze Nacht hindurch an meinem Krankenbette wachtest, wenn Du nur alle zwei Tage einmal zu Mittag aßest, um die nöthigen Ausgaben für mich zu bestreiten; wenn ich dich jetzt noch in abgetragener Kleidung erblicke, blos deshalb, weil das Geld, das Du zu einem neuen Anzuge bestimmt hattest, für mich in die Apotheke gewandert ist; wenn Du endlich als böswilliger Schuldner vor Gericht gezogen wurdest, weil ich nicht im Stande war, meinen Verbindlichkeiten nachzukommen: — dann, Theodor, dann — möchte ich ein reicher Mann sein, um mein Vermögen mit dir theilen zu können; nicht etwa als Ersatz für Deine brüderlichen Handlungen, aber als erster Beweis der Dankbarkeit."

„Du edle Seele, wie beschämst du mich!"

Eine innige Umarmung der Freunde schloß wie gewöhnlich die gegenseitigen Herzensergießungen.

Plötzlich aber kam Albert auf das Mädchen zurück, von welchem Theodor ihm erzählt hatte. Er tadelte diesen wegen seines raschen Verliebens nicht, aber er gab ihm zu bedenken, daß er noch lange keine Aussichten habe, eine Gattin ernähren zu können und deshalb in jeder Beziehung sich vorsehen müsse.

Theodor versprach's und drückte dem Freunde die Hand.

Da klopfte Jemand an die Zimmerthüre. Es war Frau Vossen, ihre Wirthin, die ihnen meldete, daß ein fremder Herr unten in ihrer Stube sei, der Herrn Massau zu sprechen wünsche.

„Ein fremder Herr mich sprechen?" fragte Theodor und folgte, nachdem er seinen Freund versorgt, der Wirthin.

---

Die Frau Base hatte das ihr zugestellte Papier sogleich übergeben, dabei aber bemerkt, daß es nicht den Offizier angehen könne, weil dieser verlobt sei und deshalb kein Mädchen „für einen Geck halten" würde

Gertrud las, wurde unter dem Schleier ein Mal über das andere roth und zerbrach sich vergebens den Kopf darüber, wessen Aufmerksam-

keit sie wohl erregt haben möchte, wenn gleich eine leise Ahnung ihr sagte, daß es möglicherweise der junge Mann sein könnte, den sie heute früh mit einem Blick durch das Fenster auf dem Hausflur gesehen. Sie hörte nur halb die Geschichte, welche die Liebesbotin ihr über den Vorfall zwischen ihr und Jungfer Adelheid mittheilte, denn sie gewahrte, indem sie die Kirche verließ, eben den jungen Mann, mit dem ihre Gedanken sich noch beschäftigten. Das Weitere kennt der Leser.

Bei ihrem Eintritt in ihres Oheims Wohnstube fand sie den Alten in eifrigem Gespräch mit einem Manne, den sie mehrmals gesehen, den sie aber, ohne sich die Ursache erklären zu können, haßte.

Dieser war etwa fünfzig Jahre alt, vier Fuß hoch, hatte einen übermäßig großen Kopf mit rothen Borsten und struppigem Bart von gleicher Farbe, sehr lange Arme, einen hohen Rücken und, um der Scheußlichkeit seiner Gestalt die Krone aufzusetzen, nur ein Auge. Ueber das Handwerk des Mannes konnte man nicht lange in Zweifel bleiben, wenn man das Gespräch der beiden Herren mit anhörte.

„Wie ich Euch sage," bemerkte der Einäugige, „von Königsberg und Danzig kann nichts kommen, da haben sie selbst nichts und werden die geringen Vorräthe deshalb nicht ausführen. Aus Sachsen ist gleichfalls nichts zu erwarten, weil dort von Hamburg aus viele Aufträge eingegangen sind. So kann es dann nicht fehlen, daß die Preise noch immer höher steigen und — ein glücklicher Coup — Ihr versteht mich." Dabei schlug er auf seine Tasche.

„Euer Vorrath ist wohl noch groß?" fragte der Andere.

„Nicht sehr groß. So ein 2000 Malter Roggen und 1500 Malter Waizen. Den Hafer habe ich gestern mit 10 Prozent Gewinn losgeschlagen. Sein Preis fällt mit jedem Tage."

„Da seh' mir Einer den Kaufmann. Wer hätte das noch vor zwei Jahren denken sollen, als Ihr dem Metzger da drüben die Kälber vom Markte nach Hause trugt?"

„Hi, hi, hi," lachte der Kleine, „und wer hätte denken sollen, daß ich Euch so bald „Herr Ohm" nennen würde?"

„Ja, hört einmal, Melchior, das Ding mit meiner Nichte wird keine leichte Sache werden."

„Leicht oder schwer, Herr Ohm, ich habe Euer Wort und Ihr mein Versprechen, und damit ists zu Ende."

„Wenn aber das Mädchen nicht will?"

„Nicht will? Ei, seid Ihr denn nicht ihr Vormund und könnt Ihr nicht im Familienrath auf ihre Einsperrung antragen, wenn sie sich weigern sollte, mich, nach dessen Vermögen tausend schöne Mädchen lüstern sind, und der auch hinsichts seiner Person" — dabei richtete er sich, so viel er konnte, in die Höhe — „Nichts zu wünschen übrig läßt, zum Manne zu nehmen?"

„Um sie einzusperren, brauche ich nicht erst den Familienrath um Erlaubniß zu bitten; sie ist bei mir immer eingesperrt."

Jetzt trat Gertrud ein, erschrak bei dem Anblick des Einäugigen und wollte, still grüßend, durch die Seitenthür gehen.

„Halt, Mamsellchen!" rief der Kleine und ergriff sie bei der Hand, die sie jedoch schnell losmachte, „wollen Sie nicht einen Augenblick bei Ihrem Bräutigam verziehen?"

„Bräutigam?" versetzte Gertrud, „wie soll ich das verstehen?"

„Ihr Herr Ohm da wirds Ihnen sagen."

Gertrud sah ihren Oheim an. Dieser kratzte sich hinter den Ohren und brachte ein „hm, hm" hervor. Dann sagte er nach einer Pause: „Ja, Kind, seh 'mal, alle Mädchen müssen heirathen und Du auch. Herrn Melchior Zaudig kenne ich als einen reichen Mann, er steht in hoher Achtung bei den Bäckern und Mehlhändlern und ist mein Freund. Er hat bei mir um Dich angehalten und morgen will ich den Familienrath vor dem Friedensgerichte versammeln, damit er seine Einwilligung zur Heirath ertheile, weil Du noch minderjährig bist und keine Eltern und Großeltern mehr am Leben hast, und — jetzt geh' in Deine Kammer."

Gertrud, in ihrer Stube angelangt, war zwar froh, aus der Nähe des ihr verhaßten Kornwucherers zu kommen, aber doch tief betrübt über das, was sie soeben v. dem Oheim gehört hatte. Sie hoffte indeß zuletzt das Beste von der Vorsehung, die ihr gerade heute den jungen Mann, dessen Namen sie noch nicht

kannte, in den Weg geführt hatte. Sie zog das Zettelchen mit den Versen hervor und las diese so lange, bis Jungfer Adelheid ihr das Mittagessen brachte, wo sie das Papier schnell verbarg.

„Der Ohm hat schön geknuttert, — gebrummt, — daß ich Dich allein habe in die Kirche gehen lassen, aber er scheint mit andern Gedanken beschäftigt und den Umstand bereits vergessen zu haben. Thut auch nichts, ich werde ihn wohl zum Schweigen bringen."

Als die Haushälterin zurückkehrte, begleitete Schmalbach eben seinen Besuch bis zur Treppe, das Versprechen, morgen den Familienrath wegen der Heirathseinwilligung versammeln zu wollen, erneuend.

„Ist die Heirath mit dem Orang-Utang fest beschlossen?" fragte Adelheid.

„Fest beschlossen!" war die Antwort des die Thüre schließenden Alten.

„Ein schöner Mann!" fuhr Adelheid fort.

„Schöner Mann!" wiederholte Schmalbach

„Was trägt der Hande ein?"

„Der Handel?"

„Ei ja, bei Ihnen ist Alles Handel, Alles zu verkaufen, Alles Zinsen tragend."

„Jungfer Adelheid, Ihr seid ein naseweises Frauenzimmer."

„Bin ich das? gut! aber Sie werden mir sagen, wieviel Sie von Zaudig erhalten, wenn die Heirath zu Stande kommt." Dabei stemmte sie die Arme in die Seite und stampfte mit dem Fuße. „Nun, nun — 500 Thaler sind auch gut mitzunehmen."

---

Seines ehrenvollen Auftrages so schnell als möglich sich zu entledigen, ging oder lief vielmehr der Referendar Fröhlich durch viele Straßen und über einige Plätze hin, an das äußerste Ende der Stadt, nämlich in die Nähe des St. Nikolaithores am Wall. In der Frankfurter Straße blieb er jedoch vor dem Laden eines Metzgers stehen und nachdem er die ausgelegten Eßwaaren einige Zeit betrachtet hatte, trat er in denselben und kaufte einen geräucherten Schinken, Speck, Wurst, Schmalz u. dergl.; er gab sodann einige Aufträge und verfügte sich zu dem gegenüberwohnenden Bäcker, von welchem er mehrere Schwarzbrode und Wecken einkaufte. Ferner bestellte er bei einem Kopvesbauer (Gemüsegärtner) nahe am Thor ein paar Körbe Kartoffeln und in der Gerißhütte dan den mehrere Scheffel Brandgeriß oder Steinkohlen. Auch war er an einem großen Spezereiladen nicht vorüber gegangen, ohne einen Korb voll Waaren, ebensowenig an einer Weinhandlung, ohne etwas Wein eingekauft zu haben.

Als er in der ungepflasterten, mit fußhohem Schnee bedeckten Wallstraße die Nummer des Hauses aufsuchte, in welchem der Proletarier wohnen sollte, mußte er an verschiedenen Ställen und Lehmhütten vorbei. Letztere waren so verfallen, daß man sie nicht hätte für bewohnbar halten sollen und dennoch war jeder Raum in denselben von oben bis unten mit Bewohnern angefüllt. Zerrissene Wäsche, die von der Kälte steifgefroren, hing an den kleinen, größtentheils mit Papier verklebten oder mit Lumpen zugestopften Fenstern heraus. Kinder, die kaum ihre Blöße zu decken vermochten und den Kopf mit einem schmutzigen Tuche umwunden hatten, kamen in halben Holzschuhen, gekrümmt vom Frost und die Hände unter ihren Lumpen verborgen, mit einem Korbe am Arme, herbeigehinkt. Der Korb enthielt Stücke Brod und Knochen, die sie zusammengebettelt, sowie Spänchen u. Pferdemist, auch wohl eine Steinkohle, die sie von der Straße aufgelesen. Andere und etwas Erwachsenere liefen, von allen Seiten herkommend, in die Hütten und schienen, wenn gleich nicht weniger zerlumpt, wie die Vorbeschriebenen, der Kälte besser trotzen zu können, denn man sah an der Wolle, mit welcher ihre Kleidung bedeckt war, oder an der Schwärze ihres Gesichts und ihrer Hände, daß sie aus Fabriken, wo sie im Warmen gesessen oder gestanden, blos um ihr frugales Mittagsmahl einzunehmen, nach Hause geeilt waren. Dieses Mittagsmahl trugen Schwestern, Mütter und Großmutter in irdenen Töpfen herbei, welche die sog. Armensuppe, aus zerstampften Knochen bereitet, enthielten, und die sie eine halbe Stunde weit aus der Kochanstalt der Armenverwaltung herholen mußten.

Fröhlich's Herz wurde schwer, als die kaum

angelehnte Thüre des Hauses, das er suchte, seinem Drucke nachgab und er sich nun vier Thüren gegenüber befand, von denen jede zu einer besonderen Kammer führte. Es dauerte lange, bevor er sich zurechtfinden konnte, und endlich, nachdem er eine schmale Treppe, deren Stufen nicht mehr sämmtlich vorhanden, hinaufgestiegen war, vor der rechten Thüre sich befand.

Das Haus hatte Schmalbach im Jahre 1810 für die geringe Summe von 76 Thalern käuflich erworben, seit der Zeit aber kaum so viel Reparaturkosten darauf verwendet, als nöthig schienen, den unvermeidlichen Einsturz von Zeit zu Zeit hinauszuschieben.

In der ersten Kammer, links vom Hauseingange, wohnte ein Rheinarbeiter — Hanake — mit seiner Schwester. Er war den Tag über am Rhein, gleichviel ob beschäftigt oder nicht, und seine Schwester trug „Gerüst" und Kohlen für andere Leute aus den Magazinen in deren Wohnungen. Abends kam das Paar zusammen und man muß gestehen, daß Sonntags ein gutes Stück Rindfleisch und Suppe, in der Woche zuweilen ein Stück Speck, Kartoffeln und sonstiges Gemüse eine Art Wohlleben angezeigt haben würden wenn sie nicht das, was für sie allein auch solches ausgemacht, mit ihren Mitbewohnern aus freiem Antriebe getheilt hätten. Sie gingen in grober und gestickter, aber warmer Kleidung, ihrem Stande gemäß, einher, und bezahlten pünktlich jeden Monat die Miethe mit anderthalb Thaler an den Hausherrn. Ihr Lager, blos aus einem Strohsack und Strohkissen nebst einer alten wollenen Decke bestehend, war schlecht, wie denn eine schließbare Kiste, ein kleiner Tisch, eine Bank, ein Ofen, ein kleines Crucifix, ein eiserner Kessel und mehrere alte Schüsseln ihr ganzes Mobiliar ausmachten.

Nach hinten, an der nämlichen Seite, war die Wohnung einer alten, gänzlich blinden Frau, die von ihrer Tochter, welche in Bürgerhäuser waschen ging, ernährt wurde. In dieser Kammer herrschte schon etwas mehr Sauberkeit und wenn gleich weniger gekocht wurde, weil die Tochter täglich die Ueberbleibsel des Essens aus der Küche der Lohnherrschaft mit nach Hause brachte, so fehlte es doch der Blinden nicht an Kaffee, den sie aus dem ebenfalls von ihrer Tochter mit erbrachten Zucker trank.

Der Thüre zu der letzterwähnten Kammer gegenüber wohnten zwei alte Frauen, von welchen die eine Lumpen sammelte und die andere mit dem Korbe in der Hand betteln ging. — Schmutz und Ungeziefer waren in der Kammer, die fast gar kein Mobiliar zeigte und im eigentlichsten Sinne mit alten Lumpen bedeckt erschien, zu Hause.

Vorn, rechts vom Eingange, wohnte ein Knecht des Straßenreinigungsunternehmers, der täglich zehn Groschen verdiente und sich davon mit Frau und 3 Kindern beköstigen sollte. Da dieses nicht wohl anging, auch die Miethe für die Kammer mit anderthalb Thaler monatlich aufgebracht werden mußte, so arbeiteten seine drei Kinder in der Nadelfabrik, wo das älteste Mädchen täglich vier, der Knabe drei und das jüngste Mädchen zwei Groschen verdienten. Die Mutter konnte nur selten und wenig verdienen, weil sie pünktlich für Mann und Kinder Frühstück bereit halten mußte. Das Mobiliar war ungefähr so bestellt wie jenes des Rheinarbeiters, nur hingen am Fenster fünf bis sechs Vogelbauer mit ihren gefiederten Bewohnern und einige Topfblumen.

Oben und zugleich hart unter dem löchrigen Dache waren nur zwei Räume. In dem einen hauste ein Vater, seines Gewerbes Seidenweber, dessen Webstuhl fast Tag und Nacht klapperte, und dessen blödsinnige Tochter von achtzehn Jahren, die zu allen Verrichtungen eines mit Vernunft begabten Menschen unfähig war. Er verdiente kaum das trockene Brod, und so sehr contrastirte die schöne Arbeit, die er verfertigte, mit seinem Aeußern und seiner Umgebung, daß man es für unmöglich hielt, sie könne aus seinen Händen hervorgegangen sein. Er bezahlte dasselbe an Miethe, was Melchior Heibach bezahlen sollte und nicht hatte bezahlen können, nämlich einen Thaler monatlich.

Auf diese Weise zog Schmalbach aus dem Kapital, das in dem Hause steckte, viel mehr als 100 Prozent Zinsen und dennoch wollte er den armen Maurer auf die Straße setzen lassen, blos darum, weil er ihm zur harten Win-

terzeit 2 Thaler Miethe schuldig geblieben war. In der Kammer dieses Proletariers müssen wir uns doch etwas näher umsehen.

Ein kleines, reichlich mit Papier verklebtes Fenster ließ nur nothdürftig das Licht in den beschränkten Raum ein, dessen Boden an einer Seite mit feuchtem Stroh bedeckt war. Es diente einer kranken, abgemagerten Frau von etwa achtundzwanzig Jahren, deren Züge Spuren einstiger Schönheit trugen, zum Lager.— Sie sowohl, als zwei ihrer Kinder von etwa 5 und 3 Jahren, ein Knabe und ein Mädchen, welche die Krankheit der Frau theilten, waren fast nackt und nur mit einem alten Rocke des Vaters und einem buntgeflickten Kleide der Mutter bedeckt. Häufige, aber leise Klage- und Schmerzenstöne unterbrachen die herrschende Stille. Der Vater, welchen die Leser bereits kennen, saß auf einem kleinen Schemel, den Blick verzweifelt auf die Kranken gerichtet.— Ein Mädchen von sieben Jahren trug ihr jüngstes einjähriges Schwesterchen auf dem Arme den kleinen Raum entlang hin und her, um das Kind durch Bewegung in Schlaf zu wiegen. Der älteste Knabe von neun Jahren kauerte zu den Füßen seines Vaters. Alle waren in Lumpen gehüllt und ihre Füße nackt, nur der Mann trug Holzschuhe. Vater und Kinder sahen leidend aus.

An der Wand hing ein Wirkkissen, dessen sich die Frau in gesunden Tagen zum Spitzenknüpfen bediente, zu einer so mühsamen Arbeit, daß dabei die ärmste Classe aller Arbeiterinnen nicht das Salz erwerben kann. Wüßten unsere Leserinnen, wie an jeder Masche, an jeder Blume an jeder Figur in ihren Halskrausen oder anderen Spitzen ein blutiger Schweißtropfen ihrer im Elende schmachtenden Mitschwestern hängt, wie diese, von Jugend auf an dem Wirkkissen festgebannt, körperlich verkrüppeln, wie die zartesten fünfjährigen Kinder den Vorsteherinnen sogenannter Wirkschulen auf sechs Jahre und noch länger verkauft, von ihren eigenen Eltern verkauft werden, damit diese nur eine Beisteuer von etwa sechs Groschen wöchentlich zum Familienunterhalt empfangen können und die entnommenen Vorschüsse nicht zurückerstatten dürfen—sie würden solche Zierde nicht anlegen, ohne irgend einen Gedanken wahrer Mildthätigkeit auf der Stelle zur Ausführung zu bringen.

Neben einem durchlöcherten Ofen lag dessen Deckel, ein Zeichen, daß schon lange kein Feuer mehr darin gebrannt hatte. An den Wänden hingen ferner eine alte Mütze des Proletariers, in ganz kleines Muttergottesbild von Kävelar *) auf Spiegelglas und ein auf grobem Papier grell gemalter Christus am Kreuz.

Die Beschreibung der Kammer und der Figuren darin verdanken wir dem Referendar Fröhlich, der so eben, unbemerkt von den Bewohnern der Kammer, eingetreten und in der Thüre stehen geblieben war.

Lange vermochte er jedoch den Anblick des Elends nicht zu ertragen, denn das Herz wollte ihm brechen. Er machte daher ein wenig Geräusch, wobei der Mann aufschrak, aber seinen edlen Rechtsbeistand sogleich erkennend, ihm entgegenging und zu ihm sagte: „Mein guter Herr Doktor, ich bin Ihnen noch unsern Dank für Ihren Beistand vor Gericht schuldig; aber Sie wissen, ich kann ihn nur mit Worten abstatten. Der da oben mag Ihnen vergelten."

Bei dieser Rede faltete der Mann die Hände und blickte zum Himmel, während die Mutter leise zu beten schien und alle Kinder den Fremden wie einen Heiligen ansahen.

Der Referendar sagte: „Laßt das jetzt, lieber Mann! Ohnehin konnte Euch in der unglücklichen Sache mein Beistand Nichts nutzen, wie ihr gesehen habt; ich wollte nur versuchen, ein Felsenherz zu erschüttern, was mir jedoch nicht gelang. Seid aber guten Muths! Der liebe Gott hat euch einen rettenden Engel gesendet, in dessen Auftrag ich komme, für jetzt und die nächste Zukunft Eure Noth zu lindern."

Er hatte Tritte auf der Treppe vernommen und öffnete daher die Thüre. Wie erstaunten die beinahe Verzweifelten über den Vorrath von Lebensmitteln und Feuerungsgegenständen, die vier Träger plötzlich hinstellten.

*) Ein in der Rheinprovinz wegen seines wunderthätigen Muttergottesbildes berühmter Wallfahrtsort. Die zurückkehrenden Pilger bringen stets so ein Muttergottesbildchen auf der Brust mit.

Die Schmerzenslaute verstummten, Alle blieben sprachlos und wie festgebannt auf der Stelle, bis Fröhlich den Proletarier erinnerte augenblicklich die mitgebrachten Lohkuchen anzuzünden und ein lustiges Feuer von den Steinkohlen und dem mit Lehm vermischten Geriß im Ofen zu bereiten.

Heibach ließ sich dieß nicht zweimal sagen und nach fünf Minuten brannte ein so frisches Feuer, daß die eiserne Ofenröhre zu bersten schien und zuweilen Funken aus den durchlöcherten Stellen derselben herausflogen.

Nun wurden die matten Figuren erst belebt und dieses Leben suchte Fröhlich auf einen Wink, den er dem Vater gab, zu erhalten, indem Heibach sofort Brod schnitt, den Kranken zuerst und dann seinen übrigen Kindern ein mit Fett dünn geschmiertes Stück reichte, zuletzt aber für sich ein solches zurechtmachte.

Alle Fragen nach dem Namen des Wohlthäters wies der Referendar, den Charakter des edlen Fremden erkennend, zurück, mußte aber doch versprechen, demselben zu verkünden: wie die ganze Familie für das Glück ihres unbekannten Erretters ihre Gebete vereinigen wollte.

Nachdem Fröhlich noch zwei Flaschen Wein aus den Taschen seines Sackpaletots hervorgezogen und Heibach davon den Kranken aus einer zerbrochenen Obertasse Stärkung eingeflößt, ordnete Letzterer die Gaben, so viel der enge Raum es gestattete, gab seinen beiden ältesten Kindern Verhaltungsregeln und verließ mit dem freundlich Abschied nehmenden Referendar auf dessen Verlangen das Haus und die Bodenkammer, die einige Augenblicke nachher von dem Arzte, einem Freunde Fröhlich's, betreten wurde.

Der Referendar besah in Begleitung des Proletariers mehrere Wohnungen in einer zwar abgelegenen, aber gesunden Straße, und miethete die, welche ihm am passendsten und geräumigsten zu sein schien, zugleich die Miethe für ein Vierteljahr vorausbezahlend. Nun händigte er dem Maurer die von diesem verschuldete Hauptsumme und Kosten mit der Weisung ein, das Geld augenblicklich gegen Quittung an Schmalbach zu übergeben und dann, wenn der Arzt seinen Kranken die Bewegung erlaube, die neue Wohnung noch heute zu beziehen.

Wer war glücklicher als Heibach? Er wollte sich dem Referendar zu Füßen werfen, aber dieser drückte ihm die Hand und sagte: „Möge Euer Gottvertrauen Euch nie verlassen, Freund! Ihr werdet, trotz Eures Unglücks, Eure Feinde überdauern, und die, welche unbarmherzig und ungerecht gegen Euch waren, empfangen sicher ihren Lohn schon hier auf Erden."

Als gegen Abend eine Droschke vor der alten Wohnung des Proletariers vorgefahren war, hob dieser Frau und Kinder hinein und fort ging's zur neuen Wohnung. Hier kannte ihr Erstaunen keine Grenzen, denn sie fanden standesmäßige Betten und Möbeln, einen warmen Ofen, Kochgeräthe, einen Kasten mit Leinwand und Kleidungsstücken vor.

War es unter diesen Umständen ein Wunder, daß die Kranken schon am dritten Tage sich erholt hatten und bald die Farbe der Gesundheit auf den Gesichtern Aller wiedererschien?

---

Als Theodor mit der Wirthin in deren Zimmer angekommen, trat ihm der Fremde, der nach ihm gefragt hatte, entgegen. Es war niemand anders, als der Kaufmann Wilhelm Massau aus Königsberg.

Bevor die Wirthin ihren jungen Miethsman herabrief, hatte der Fremde sich genau nach Theodor's Person, seinen Verhältnissen und seiner Lebensweise erkundigt, in jeder Hinsicht aber die befriedigendsten Aufschlüsse erhalten. Er sei fleißig, ordnungsliebend, nach Kräften mildthätig, sparsam und ein treuer Freund. Gesellschaften besuche er gar nicht oder selten und nur diejenigen, die ihm eine wahre Erholung darbieten. Uebrigens müsse er sich bei seiner knappen Gage sehr einschränken, besonders da er einen kranken Landsmann unterstütze. Eltern habe er nicht mehr.

Der Fremde war mit dem, was er vernommen, zufrieden, und redete Theodor, als er denselben vor sich sah, wohlwollend an: „Sie entschuldigen, werther Herr Massau, die Zudringlichkeit eines Reisenden, der mit Ihnen denselben Namen führt und sich gern erkundigen möchte, ob er hier, in so großer Ferne von

seiner Heimath, nicht das Glück genießen könte, einen lieben Verwandten zu begrüßen?"

„Sie sind sehr gütig. Meinerseits würde ich dem Himmel danken, einen Verwandten, gefunden zu haben, da mir nicht anders bekannt, als daß ich in der Welt allein stehe. Ich heiße Theodor Massau.

„Und der Name ihres Vaters?"

„Ebenfalls Theodor Massau!"

„Theodor?—o mein Gott!—Der Name Ihrer Mutter?"

„Emilie Schultz!"

Der Fremde suchte sich an einer Stuhllehne zu halten und schien einiger Augenblicke Erholung zu bedürfen. Dann fragte er: „Und Beide todt?"

„Mein Vater starb vor zehn, Meine Mutter vor drei Jahren!"

„Waren ihre Eltern aus Elberfeld gebürtig?"

„Nein, sie waren weit von da zu Hause, wie auch ihre Mundart schon verrieth, und im Jahre 1810 nach Elberfeld gekommen, wo mein Vater eine Buchhalterstelle bei Van Elsen u. Söhne erhielt und solche bis zu seinem Tode bekleidete. Meine Mutter bezog nachher auch von dem Hause eine lebenslängliche Pension. Nie erfuhr ich die Heimath meiner Eltern. Sie schienen absichtlich jede Aufklärung darüber vermeiden zu wollen."

Der Reisende war sehr aufgeregt, fragte aber noch: „Besitzen sie kein Portrait oder Schattenriß von Vater oder Mutter?"

Von Beiden ein Miniaturbild, das ich Ihnen, wenn Sie erlauben, augenblicklich vorzeigen werde."

In zwei Minuten war Theodor, mit den Bildern wieder unten. Kaum hatte der Fremde jedoch einen Blick auf dieselben geworfen, so breitete er seine Arme aus, während die Augen von Thränen übergingen, und rief: „Der Himmel sei gepriesen, daß er mich hierher geführt! ja, mein theurer Neffe, Du bist es! Komm an das Herz Deines lange Dir vorenthalten gewesenen Oheims!"

Theodor, vom Gefühl überwältigt, das wegen der Aehnlichkeit des Fremden mit seinem Vater beim ersten Anblick desselben sich in ihm geregt hatte, lag entzückt in den Armen seines Oheims. Nun hatte er doch wieder einen Menschen, der Rechte an ihn geltend machen konnte, der die Stelle des verlorenen Vaters ersetzen und mit Rath und That in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens ihm beizustehen vermochte. Wer war glücklicher als er? —

Voll Rührung hatte die Wirthin dieser Scene zugesehen, dann zog sie sich bescheiden zurück, während Oheim und Neffe sich setzten.

„Mein lieber Theodor!" begann der Oheim, „ich will dir jetzt in Kürze die Familienverhältnisse, die Dich berühren und Dir wahrscheinlich unbekannt sind, mittheilen:

„Dein Vater und ich, der ältere von Beiden, waren die einzigen Kinder des Kaufmanns Friedrich Wilhelm Massau in Königsberg. — Unsere Eltern bestimmten uns ebenfalls für den Kaufmannstand, zu dem uns auch persönliche Neigung hinzog. Die Mutter, welcher der Wunsch, eine Tochter zu besitzen, vom Geschick versagt zu sein schien, nahm in Uebereinstimmung mit dem Willen des Vaters, eine arme Waise, die, kaum vier Jahre alt, zufällig ihr Mitleid ansprach und keine Verwandte mehr hatte, ins Haus. Die Sorgfalt, welche auf des Mädchens Erziehung verwendet wurde, vergalt das Kind durch Zärtlichkeit und Liebe. Die Erwartungen, die man von seinen Anlagen und seiner Lernbegierde hegen konnte, sah man sehr bald gerechtfertigt, und wie später einerseits die 17jährige Jungfrau an Geist wissenschaftlich gebildet und in Sprachen, Musik und sonstigen dem Weibe nöthigen Kenntnissen es zur Vollkommenheit gebracht, so hatte sich ihr Körper in gleichem Maße entfaltet und eine seltene Schönheit zeichnete sie aus.

„Wir Brüder waren von jeher gewohnt, in der von den Eltern so innigst geliebten Pflegetochter eine Schwester zu erblicken und als solche ihr jede Aufmerksamkeit zu widmen. Unsere brüderliche Liebe gegen sie wurde ihrerseits mit Dankbarkeit und schwesterlicher Gegenliebe belohnt, so daß unserem Familienglücke Nichts abzugehen schien. Da starb meine Mutter und hinterließ ihrem Gatten den langgenährten Wunsch, die Verbindung der Pflegetochter mit

Einem von uns zu bewerkstelligen. Unverhohlen erklärte uns nach ihrem Tode der Vater den letzten Wunsch der Hingeschiedenen. Beide waren wir bereit, ihn zu erfüllen, aber noch hatte die Jungfrau Keinem von uns den leisesten Vorzug eingeräumt, wodurch man auf die größere Neigung gegen den Einen oder den Anderen zu schließen berechtigt gewesen wäre. Denn Das hatten wir uns feierlich zugesagt, daß eine freie Wahl des Mädchens den Glücklichen bezeichnen müsse, während der Nichtgewählte mit seinem Loose zufrieden sein sollte.

„Der Vater übernahm es, das Herz der Jungfrau auszuforschen, und nachdem ihm solches gelungen zu sein schien, benachrichtigte er uns, daß sie sich für mich, den Aelteren, entschieden hätte. Mein Bruder wurde beim Empfang der Nachricht blaß, suchte sich aber bald zu fassen und begab sich, angeblich um eine Geschäftsverbindung anzuknüpfen, auf drei Wonach Danzig.

„Ich schwamm in einem Meer von Wonne und glaubte auf dem Gipfel meines Glückes zu stehen, als mein Vater die holde, verschämte Braut mir zuführte. Unsere Verlobung sollte in vier Wochen, nach der Rückkehr meines Bruders gefeiert werden. Eine lange Zeit für mich bis dahin, allein die Tage vergingen rasch in dem zwischen der früheren Schwester und mir eingetretenen, neuen Verhältniß, das einen unbeschreiblichen Reiz gewährte.

„Meine Braut ließ es zwar nicht an Zärtlichkeit fehlen, aber eine Melancholie schien sich ihrer Seele bemächtigt zu haben, die sie vergebens mir zu verbergen strebte. Oft, wenn sie lange allein gewesen, überraschte ich sie, wie Thränen ihren schönen Augen entströmten; doch erhielt ich auf alle Fragen nach der Ursache der Traurigkeit, die ich wiederholt an sie richtete, stets die Antwort: „sie wisse nicht, weshalb ihr Herz so schwer sei.“

„Acht Tage nach meines Bruders Abreise wurde unser Vater plötzlich vom Schlage getroffen, und ehe der Zurückgerufene seinen Segen empfangen konnte, war er ins bessere Leben hinübergeschlummert.“

„Natürlich mußte wegen des Trauerfalls meine Verlobung aufgeschoben werden. Mein Bruder äußerte den Wunsch, aus dem Geschäft zu scheiden und dieses veranlaßte die Theilung des elterlichen Vermögens, das er, weil wir in allen Punkten einverstanden waren, und daher des gerichtlichen Einschreitens nicht bedurften, an nicht unbeträchtlicher Baarschaft und Papieren in Empfang nahm.“

„So standen die Sachen, als eines Morgens der Bediente mir einen Brief meines Bruders einhändigte, dessen Inhalt ich noch auswendig weiß. Er lautete:

„„Mein theurer Wilhelm!

Zürne nicht Deinem glücklichen Bruder, der anscheinend gegen Dich ein Verbrechen begehen mußte, um Dein Leben nicht zu vergiften und zugleich das seinige zu verlieren. Deine Braut liebte mich seit der Zeit, da sie dieses Gefühls sich bewußt wurde, mit allem Feuer der Jugend und mit dem reinsten Herzen. Auch Dich liebte sie, aber nur wie Schwester den Bruder zu schätzen pflegt, und ihre Wahl fiel nur deßhalb auf Dich, weil sie aus den Aeußerungen des Vaters zu entnehmen glaubte, daß er es gerne sehe, wenn Du und sie ein Paar würden. Sie wähnte so am besten die Wohlthaten zu vergelten, welche sie von ihm und ihrer tief betrauerten Pflegemutter genossen hatte. Ach! sie kannte die Stärke der ersten wahren Empfindung nicht! Daher die stete Traurigkeit, welche selbst Dir nicht entgehen konnte.

Seit meiner Rückkehr von Danzig fand ich Gelegenheit, ihre Neigung zu entdecken, und beschloß mit ihr zu fliehen, um Dich nicht für Dein ganzes Leben unglücklich zu machen. Erst nach langem Dringen meinerseits willigte sie ein, und ihr einliegender Brief wird Dir genau sagen, was sie gedacht und wie sie gehandelt.

Verzeihe, lieber Bruder, unsere Flucht! Bemühe Dich nicht, uns zu verfolgen oder aufzusuchen; wir sind für Dich todt und nie wirst Du von uns hören. Möchtest Du bald in den Armen einer Gattin Deiner Wahl das Glück finden, das Du in denen meiner nunmehrigen Braut nicht gefunden haben würdest. Lebe wohl und gedenke unserer in Liebe und Vergebung!““

„Der Brief des Mädchens bestätigte die Angaben meines Bruders in allen Punkten.“

Der Oheim hielt inne und zerdrückte eine Thräne im Auge.

„Armer Oheim!“ sagte Theodor, sich an seine Brust werfend.“

„Nichts von meinen Gefühlen. die mich, nachdem ich gelesen, bestürmten. Das Resultat meines Kummers war gänzliche Verzeihung.“

„Alle Zeitungen riefen in den zärtlichsten Ausdrücken und mit aller nur möglichen Schonung die Entflohenen zurück. Alle Handlungshäuser, mit welchen ich in Verbindung stand, erhielten Auftrag, Erkundigungen über sie einzuziehen — vergebens. Fünf und zwanzig Jahre sind verstrichen—keine Nachricht wurde mir von den Geliebten oder ihrem Aufenthaltsort. Heute erst, ja heute“—

„Mein Oheim! wär's möglich? meine Mutter?“

„Ja, theurer Neffe, Deine Mutter war Emilie Schultz, meine unvergeßliche Geliebte!“

In einer neuen Umarmung sprachen sich die beiderseitigen Empfindungen zur Genüge aus.

„Was an der Geschichte noch fehlt, bester Oheim, muß ich ergänzen. Meine Mutter erzählte mir oft, daß sie auf einer beabsichtigten Reise nach Amerika Schiffbruch gelitten und nur mit Mühe ihr Leben, von ihrer ganzen Habe jedoch Nichts gerettet hätten, so daß sie, von wohlthätigen Menschen gekleidet, zurück nach Europa und an den Rhein gekommen wären. Uebrigens findet sich unter den nachgelassenen Papieren meiner Aeltern ein Trauschein aus England.“

„Das freut mich! so steht Nichts meinem Vorhaben im Wege. Sieh, ich bin ein alter Junggeselle, und habe, wie bemerkt, jetzt keinen anderen Verwandten als Dich, meinen lieben Neffen. Meine Firma ist in Königsberg und Holland hochgeachtet; drei Schiffe auf dem Meere; 42 Speicher von oben bis unten mit Getraide, Eisen, Hanf, Lein, Rübsaamen gefüllt, 2 Landgüter und ein großes Haus in der Stadt sind mein Eigenthum! Ein Buchhalter, ein Kassirer, 6 Commis und 4 Lehrlinge besorgen die Comptoirgeschäfte; 12 Handlungsdiener und 8 Lehrlinge die Geschäfte in den Speichern und am Pregel. — Du lächelst? — Ich verdenke es Dir nicht, weil Du keinen Begriff davon hast, wie großartig bei uns der Getraidehandel betrieben wird, wenn er nur einigermaßen blüht. Ganze Stadtviertel mit Straßen bestehen aus Nichts als Speichern von 5, 6 u. mehreren Stockwerken. Frage nur einmal Deine rheinischen Landsleute, die Reisen dorthin gemacht haben. Wir Königsberger wissen recht gut, daß Ihr Rheinländer früher unsere Provinz für ein Sibirien und uns für Leibeigene gehalten habt; aber wir wissen auch, daß Ihr von Eurem ungerechten Vorurtheil zurückgekommen seid, und unserer Gegend die Fruchtbarkeit, der Stadt selbst manche Schönheit, sowie den Einwohnern der Provinz eine große Intelligenz und das richtige Gefühl für wahre Volksfreiheit nicht absprechen werdet.“

„Sie haben recht bester Oheim! wir denken jetzt darin ganz anders. Auffallend bleibt es aber, daß ich von Jugend auf eine Vorliebe für meines Vaters Geburtsstadt hegte, ohne zu wissen, wie nah sie ihn anging.“

„Willst Du, so soll sie Deine zweite Heimath werden. Du gehst mit mir, arbeitest Dich in die dortigen Geschäfte schnell hinein und übernimmst dann das ganze Geschäft mit Comptoir, Speichern und Schiffen, bis zu meinem Tode für meine Rechnung und den halben Gewinn. Mir bleibt dann die nöthige Zeit, für das öffentliche Wohl thätig zu sein, dem ich mich mit Leib und Seele gewidmet habe. Denn Du mußt wissen: ich bin Stadtverordneter und Deputirter des Dritten Standes auf dem Landtage. Nach meinem Hinscheiden ist Alles, Alles Dein!“

„Guter Gott, ist's möglich? mein Oheim Das wollten sie thun?“

„Mit Freuden. lieber Neffe! Du schlägst also ein?“

„Von ganzem Herzen!“

Ein kräftiger Handschlag versicherte dem Oheim die Aufrichtigkeit der Zusage.

Jetzt meldete die Wirthin den Lieutenant Lieb, der ihr auf dem Fuße folgte.

Theodor stellte den Offizier seinem Oheim vor, und sagte dann: „Theilen Sie meine Freude! — Mein Oheim, Herr Wilhelm May

sau aus Königsberg, den ich in seine Heimath begleiten werde."

„Donnerwetter! — verzeihen Sie, mein Herr! ich schätze mich glücklich Ihre werthe Bekanntschaft zu machen."

„Viel Ehre, Herr Lieutenant! doch Sie entschuldigen wohl, auch Du, lieber Neffe! Ich habe Leute in meinen Gasthof bestellt. Auch erwarte ich Gäste zu Mittag, deren Zahl ich durch Deine Gegenwart, Theodor, zu vermehren wünsche. Sollten Sie, Herr Lieutenant, es nicht für Anmaßung halten, wenn ein Fremder Sie als Freund seines eben erst gefundenen Neffen bittet, ihm gleichfalls die Ehre seines Besuchs zu schenken, so würden Sie mich erfreuen."

„Wir könnte ich eine so freundliche Einladung ablehnen oder übelnehmen?"

„So erwarte ich denn Sie Beide um 2 Uhr im Gasthaus zum Prinzen Waldemar."

Theodor begleitete den Oheim bis zur Thüre, holte darauf den Offizier aus dem Zimmer der Wirthin ab und führte ihn zu seinem Freunde Ehrenfried. Hier erzählte er Beiden Alles, was ihm begegnet war, und fand, wie sich erwarten läßt, die herzlichste Theilnahme, von aufrichtigen Glückwünschen begleitet.

Es war nicht mehr weit von zwei Uhr. Deshalb eilten Lieb und Theodor aus dem Hause, dem Gasthofe zu.

Auf dem Wege benachrichtigte ihn der Offizier, daß die Frau im Mantel ihm die richtige Bestellung der Verse rapportirt und sich zu allen ferneren Diensten erboten hätte.

Ach, wie war Theodor so seelenvergnügt! welche Hoffnungen blühten ihm für die Zukunft?

Sie wurden in ein besonderes Zimmer des Gasthofes geführt, wo sie eine reich besetzte Tafel und den Oheim, der dem armen Tischler bereits mit so vielem Gelde ausgeholfen hatte, als die Schuld an Schmalbach und die Kosten betrugen, ohne einen Schein oder Wiederbezahlung überhaupt zu verlangen, in Gesellschaft der beiden Fröhlich antrafen.

Nachdem Wilhelm Massau die Gäste einander vorgestellt, setzte man sich, und niemals ist wohl ein Mittagsmahl so fröhlich genossen und durch erheiternde Gespräche so angenehm gewürzt worden, wie dieses. Der Hauptgegenstand betraf das zufällige Zusammentreffen des Neffen mit dem Oheim und das künftige Lebensglück des Ersteren, wobei der Offizier auf seine Weise die Liebschaft Theodors zur Sprache brachte. Dieser erröthete, aber der Oheim benahm sich so väterlich und liebevoll gegen ihn, daß er nicht umhin konnte, Alles zu gestehen.

„Nun, nun," sagte der Oheim, „wir werden ja sehen. Du darfst, um nähere Aufschlüsse zu erhalten, das Stelldichein bei der Haushälterin nicht versäumen."

Massau ließ die auf der Tafel stehenden Flaschen abräumen und Brauenberger, Asmannshäuser, Bordeaux und endlich Champagner auftragen.

Allen mundeten Trank und Speisen. Der Wirth schien der Glücklichste unter ihnen. Die Trinksprüche, bald dem edlen aufgefundenen Neffen, bald dessen Engelsköpfchen, bald der Freundschaft ausgebracht, wollten kein Ende nehmen.

Der Bildhauer und der Lieutenant hatten genug und ließen sich Zimmer anweisen, um auszuruhen. Der Referendar legte über die erhaltenen 50 Thaler Rechnung ab. Es waren davon die rückständige Wohnungsmiethe der Eheleute Heibach nebst Gerichtskosten, so wie die Miethe für eine neue Wohnung auf drei Bettstellen mit nöthigen Strohmatratzen, Federkissen und wollenen Decken, warme Kleidung für die Familie und für jedes Mitglied derselben Hemden, Strümpfe und Schuhe gekauft; ferner das nothwendigste Küchengeschirr von Blech und gebranntem Thon, Löffel und dergleichen, endlich verschiedene Lebensmittel, worunter Mehl, Erbsen, Linsen und Bohnen, nebst Steinkohlen und Brandgeriß beschafft worden. Er legte über jede Ausgabe Quittung, und über Das was noch nicht bezahlt war, Rechnungen vor. Letztere betrugen 20 Thaler, welche Massau sogleich dem Referendar einhändigte mit der Bitte: möglichst schnell die Beträge auszahlen zu wollen.

Fröhlich bemerkte: er habe sich doch in dem Voranschlage geirrt, als er geglaubt mit 50 Thaler auszukommen. Es hätte den Leuten an Allem gemangelt, und so wäre er genöthigt

gewesen, von der Vollmacht des Wohlthäters zur Mehrausgabe Gebrauch zu machen.

„Wofür ich Ihnen stets verbunden bleiben werde," sagte Massau. „Nun vollenden Sie aber Ihr Werk, Herr Referendar! Schicken Sie den Kranken einen Arzt auf meine Kosten und übergeben Sie der Frau diese Zehnthalerrolle. Heute Abend schenken Sie mir dann wieder die Ehre Ihres Besuchs." Damit reichte er dem Referendar die Hand, welcher absichtlich verschwieg, daß er bereits einen befreundeten Arzt zu den Kranken gesendet hätte. Er antwortete nur:

„O, Sie vortrefflicher Mann! Gott lohne Ihnen Ihre Wohlthaten! Wenn diese nicht des Himmels Segen verdienen, so weiß ich nicht, was noch belohnt werden könnte."

„Um Belohnung ist es mir nicht zu thun; ich handelte wie es einem Christen geziemt. Dennoch hat der Himmel mir einen Lohn gegeben, den ich für unschätzbar halte: hier, diesen Jungen!" wobei er auf Theodor zeigte.

Der Referendar verabschiedete sich und Theodor mußte nun beichten, was es mit der Schuld an Sauerkraut auf sich habe. Er gab ihm sogleich den ganzen schuldigen Betrag und ging dann mit ihm ein Paar gute Anzüge für ihn zu bestellen. Dann ging der Oheim mit seinem Neffen, dessen Freund Ehrenfried kennen zu lernen.

---

Gegen 7 Uhr Abends erinnerte Jungfer Adelheid ihren Herrn daran, daß er sich nach dem jungen Massau habe erkundigen wollen. Am Vormittage hätte er es vergessen, nun möge er es nachholen.

Herr Schmalbach widersprach diesem Ansinnen auf das Bestimmteste, erklärte auch, solch einem Habenichts keinen Pfennig leihen zu wollen und bat, nicht weiter davon zu reden.

Die gute Dame meinte jedoch ganz einfach: „Sie werden sich nach Herrn Massau erkundigen!"

Solche Erklärung schien Herr Schmalbach wohl zu verstehen, denn er brummte nur noch etwas von „unzeitiger Gefälligkeit und „unausstehlicher Weiberlaune," zog sich an und ging.

Jungfer Adelheid nahm, als er fort war, einen kleinen Schlüssel aus ihrer Tasche, schloß mit demselben eine der beiden Kisten auf und besetzte den zuvor mit einer Serviette gedeckten Tisch mit einem angeschnittenen Schinken, einem Stück holländischen Käse, marinirten Häringen, Butter, Sauerbrod und Röggelchen, gebäutelte Roggenmehl-Brödchen mit Milch und Hefen gebacken—stellte Pfeffer, Salz und Senf, nebst einer Flasche Ahrweins und zwei Gläser darauf, und erwartete auf diese Weise den Eingeladenen.

Nicht lange, so klopfte es leise. Sie öffnete und Theodor trat ein, höchst elegant und ganz neu gekleidet, worüber sich Adelheid nicht wenig verwunderte. Jetzt erst schien er die beiden Thüren in der Wand zu bemerken und sein Auge war unaufhörlich auf die dem Flur zunächst befindliche gerichtet.

Die Dame ergriff seine Hand und führte ihn, unter wonnigem Lächeln zum Kanapee, auf welchem Beide Platz nahmen.

Theodor konnte sich das Betragen der Jungfer Adelheid, die ihn ohne Unterlaß zum Essen und Trinken nöthigte, nicht erklären. Schon fing er an die Absicht seiner Wirthin zu errathen, da sie nicht aufhörte, seine Hand zu drücken, als ihre Reden ihm vollständige Aufklärung gaben, u. seinen Abscheu vor dem zudringlichen Weibe noch vergrößerten.

„Sehen Sie, lieber Massau," sagte sie, „die Erkundigung, welche über sie eingezogen werden sollte, war nur ein Vorwand, von mir ersonnen, den alten Brummbär und Geizhals aus dem Hause zu schaffen. Darum bestellte ich Sie eine Stunde früher, um mit Ihnen ungestört sprechen und—und nun Sie verstehen mich—ja, was wollte ich doch sagen? Aha, da fällt mir's ein: hier sind die zehn Thaler.—Sie brauchen keine Zinsen zu zahlen und nicht einmal einen Schuldschein darüber auszustellen. Sie haben etwas Leidendes an sich—kurz, was ich hier im Hause will, das geschieht. Der alte Esel nimmt von seinem Gelde zwar nur 5 oder höchstens 6 kaufmännische Prozent, aber er gibt den Hülfsbedürftigen die eine Hälfte baar, die andere Hälfte in Waaren, die nicht halb so viel werth sind als der Preis beträgt, für die er sie

in Zahlung anrechnet. Von dem baaren Theil zieht er die Zinsen vorweg ab, und nun müssen die Leute ihm, ebenfalls vor dem Einstecken des Geldes, noch ein Geschenk von 1 bis 5 Thaler und noch mehr, je nach der Größe des Darlehns, in die Hand drücken, so daß sie kaum 2 Drittel der Baarschaft mit nach Hause nehmen. Die Waaren will alsdann Niemand kaufen und sie können von Glück sagen, wenn sie auf jeden Thaler des angerechneten Preises 10 Groschen dafür lösen. Mit Ihnen aber soll nicht so verfahren werden. Da nehmen sie die zehn Thaler voll, und wenn Sie sich danach aufführen, so brauchen Sie das Geld gar nicht zurückzugeben."

Bei diesen Worten zählte Jungfer Adelheid 10 blanke Thaler auf.

Theodor dachte an den Engelskopf und hatte das Ende der Rede nicht mehr gehört, denn aus einem Nebenzimmer drang unter Guitarrebegleitung eine reine und liebliche Sopranstimme an sein Ohr, welche in ergreifender Melodie folgende Strophe sang:

Einsam vertraut' ich mein jugendlich Leben,
Sehnsucht ergreift mich mit Himmelsgewalt!
Stärker wohl fühl' ich das Herz mir erbeben,
Schwebt mir vor Augen die edle Gestalt.
Sel'ges Entzücken, wonniges Sehnen! —
Bebe mein Herz nur, fließet ihr Thränen.

Der junge Mann horchte. Jungfer Adelheid schwieg ebenfalls und schien verlegen.

Als der Gesang verstummt war, konnte Theodor sich der Frage nicht enthalten: wem die angenehme Stimme gehöre?

„Es ist die Nichte des Herrn Schmalbach," antwortete die Dame. „Ihre Aeltern sind gestorben und haben ihr keinen Pfennig Vermögen hinterlassen. Das dumme Ding kann gut lesen und schreiben, ein wenig auf der Guitarre klimpern und weibliche Handarbeiten fertigen. Der Alte, der zugleich ihr Vormund ist, mag sie nicht leiden. Deshalb muß sie den ganzen Tag in ihrer Kammer hier nebenan, in die Herr Schmalbach niemals kommt, zubringen und mit Stricken und Nähen ihr kärgliches Brod, das sie nicht einmal an unserm Tische genießt, verdienen. Sie muß wohl merken, daß ihr Onkel nicht zu Hause ist, sonst würde sie nicht zu plärren gewagt haben, weil er es in der Seele nicht leiden kann. — Wenn Herr Schmalbach kein Testament macht, so wird Trüdchen dennoch seine Universalerbin, aber dafür wollen wir schon sorgen, denn wir haben es uns nicht umsonst 18 Jahre lang bei ihm sauer werden lassen. Er hat versprochen, noch in diesen Tagen mir sein ganzes Vermögen zu vermachen u. seine Nichte blos mit einem kleinen Legate zu bedenken. Sehen Sie, lieber Herr Massau — aber Sie trinken ja gar nicht — jetzt bin ich auf dem Punkte — wie gesagt, Sie gefallen mir, ich bin noch frei, Sie auch; Herr Schmalbach würde einer Heirath nicht entgegen sein, wenn ich nur bis an sein Ende bei ihm bleibe, mithin" —

In diesem Augenblick rief Herrn Schmalbach's Stimme draußen: „Jungfer Adelheid macht auf!"

„Mein Himmel! Da ist der Alte, schon früher als ich dachte. Geschwind!"

Indem Jungfer Adelheid dieses sprach, schob sie die 10 blanken Thaler dem jungen Manne in die Westentasche, ohne daß derselbe es zu hindern vermochte, gab ihm seinen Hut in die Hand, schloß die von ihm beobachtete Seitenthüre auf und schob ihn mit den Worten durch dieselbe: „verweilen Sie hier, bis der Alte zu Bette gegangen sein wird und ich Sie rufe."

Da stand der Jüngling ganz unverhofft am Ziel seiner Wünsche. Er befand sich in einem kleinen, aber äußerst reinlichen Frauengemache. Die Möbeln entsprachen dem Aufwande des Hausherrn, aber Alles trug eine gewisse Nettigkeit an sich und war mit solchem Geschmack geordnet und aufgestellt, daß man unmöglich das geschickte Walten einer weiblichen Hand vermissen konnte. Auf einer alten, jedoch spiegelblank polirten Kommode lagen einige Bücher; weibliche Handarbeiten schmückten hin und wieder die Wand und ein sauber gespreitetes Bett zeigte unverholen von der Ordnungsliebe seiner Besitzerin.

Das Alles hatte indessen Theodor nicht wahrgenommen. Sein Auge blickte unverwandt nach dem Fenster hin, an welchem ein Mädchen saß, das jenen Engelskopf trug und dem die Gestalt gehörte, die er in der Kirche und später auf der Straße gesehen. Bei seinem Erschei-

nen lag die Guitarre noch auf dem Schoße des Mädchens, während dieses selbst, in Nachdenken versunken, den Kopf mit der Hand stützte.

Theodor stammelte eine Art Entschuldigung, bat sie, sich in ihrem Spiel nicht stören zu lassen, und knüpfte auf diese Weise eine Unterhaltung an.

Das Mädchen war wirklich schön, und zwar nicht allein von Gesicht. Sie mochte bereits 20 Jahre zählen, wie es bei Theodor schien, und hatte kastanienbraunes Haar, blaue Augen, sanft geröthete Wangen, einen sehr kleinen Fuß und einen schlanken Körperbau.

Massau klopfte das Herz gewaltig, als er sich dem Mädchen, das er, er fühlte es mehr als je, mit ganzer Seele liebte, gegenüber sah, auch Gertrud schien den Eindruck festzuhalten, den Theodor's Erscheinen auf sie zuerst hervorgebracht.

Beide erzählten sich ihre Lebensschicksale.— Gertrud bestätigte Das, was Jungfer Adelheid bereits Theodor mitgetheilt hatte, fügte aber noch hinzu: daß ihr Oheim ihr keinen andern Ausgang als zur Messe gestatte, und zwar nur in Begleitung der Haushälterin, die ihn völlig unter dem Pantoffel habe, sonst aber keinen eigentlich bösen Charakter besitze. Heute wäre sie zum ersten Mal allein in der Kirche, und deshalb so glücklich gewesen, seine Verse erhalten zu haben.

Theodor kannte Jungfer Adelheid zwar von keiner rühmlichen Seite, aber er schwieg über diesen Punkt gänzlich, und suchte das Gespräch auf andere Gegenstände hinzulenken, wobei er mehr und mehr sich überzeugte, daß Gertrud gebildet sei und ihr Herz der äußern Schönheit das Gleichgewicht halte.

Noch war keine Stunde vergangen, da hatte Theodor dem Mädchen eine förmliche Erklärung gemacht und wurde mit derselben nicht zurückgewiesen. Ein Kuß besiegelte den Bund, den zwei gleichstimmige Seelen mit einander geschlossen, die sich so schnell und so unerwartet gefunden hatten.

---

Bevor Adelheid ihrem Herrn die Stubenthür öffnete, stellte sie in Eile Speisen und Wein, nebst dem Tafelgeschirr wieder in den Kasten.

Herr Schmalbach trat mürrisch ein, warf seinen Stock auf die Erde und seinen Hut auf einen Stuhl. Dann ging er hastig im Zimmer auf und nieder und sagte: „Schöne Geschichten habe ich da in Erfahrung gebracht.— Der Taugenichts bekommt keinen Heller von mir! Stellt Euch vor, der Laffe ist vergangenes Jahr noch im Carnevals-Committee gewesen."

„Nun was soll das?" fragte die Haushälterin, „und dieses Jahr?"

„Das ist es eben. In diesem Jahr hat er die Versammlung noch nicht besucht, aber er will es noch thun, und dazu braucht er das Geld. Keinen Pfennig gebe ich ihm, und wenn er für zwei Drittel Waaren nehmen und mir ein Honorar von drei Thalern verehren wollte."

„Pure Verleumdung des jungen Menschen. Er sieht so brav aus."

„Was nehmt Ihr so des Laffen Parthei? das muß seine besondere Ursache haben. Doch jetzt das Nachtessen, ich verspüre einigen Hunger."

Jungfer Adelheid deckte, wiewohl mit einem groben, schmutzigen Tuche, nochmals den Tisch, stellte zwei defecte Teller, eine Flasche Wasser und ein Glas auf denselben, legte ein halbes Schwarzbrod hin und brachte ein großes Stück Blutwurst hervor.

Herr Schmalbach schnitt ein Stück Brod nach dem andern, eine Wurstscheibe auf jedes legend, ab und verschlang es mit Heißhunger.

Die Haushälterin schützte Kopfschmerz vor, ihre, Herrn Schmalbach übrigens nicht unangenehme Appetitlosigkeit zu verbergen. Letzterer aß um so eifriger, als er gerade ein großes Stück zwischen die Zähne gebracht, fiel er hinten über, verdrehte die Augen, die aus ihren Höhlen heraustreten zu wollen schienen, verzog die Gesichtsmuskeln, während das ganze Gesicht eine blaue Farbe annahm, ließ das Brod und die Wurst, die er noch in der Hand hielt, fallen, und schlug mit dem Stuhle zu Boden, wo er noch einige Secunden mit Armen und Beinen zappelte, dann aber den Geist aufgab—er war an der Wurst, die er im Aerger genossen, wie es schien, erstickt.

Niemand vermag den Schrecken zu schildern, von dem Jungfer Adelheid ergriffen wurde, als Herr Schmalbach am Boden lag. Sprachlos stand sie mit geöffnetem Munde und starrte auf die Leiche; dann fiel sie, wie vom Schlage getroffen, in Ohnmacht.

Die jungen Leute im Nebenzimmer waren aus ihrer Unterhaltung durch das Geräusch, welches die fallenden Körper verursacht hatten, aufgeschreckt worden. — Schlimmes ahnend, stürzten sie in die Stube und wurden von dem Anblick, der sich ihnen hier bot, nicht wenig ergriffen. Doch hatte Getrud so viel Geistesgegenwart, der Haushälterin beizuspringen, worauf denn auch eine Wiederbelebung erfolgte; Theodor richtete den todten Schmalbach auf, vermochte aber nichts weiter zu thun, als seiner Gertrud zu sagen, daß er eine Hausbewohnerin heraufsenden und einen Arzt herbeiholen wolle.

Gleich darauf trat die Gemüsehändlerin aus der Parterrewohnung ein, welche unter Gertrud's Beistand die Haushälterin zu Bette brachte.

Auch der Wundarzt und Massau ließen nicht lange auf sich warten. Ersterer öffnete dem Leblosen eine Ader, erklärte jedoch, daß alle Versuche, den Entseelten in's Leben zurückzurufen, vergebens wären. Der Körper trage die unzweifelhaften Spuren eines Schlag- und Stickfluß.

Massau holte noch einen Herrn, der im ersten Stock wohnte, zum Beistande der Frauen herauf und eilte dann an das Friedensgericht des Bezirks, traf den Richter sowohl, wie den Gerichtsschreiber glücklicherweise noch im Amtslocale, d. h. unten in der Gaststube beim Schöppchen, und so konnte die Versiegelung des Nachlasses auf der Stelle geschehen. Hierdurch wurde jeder Verschleppung vorgebeugt.

Man legte die Siegel auf die Thüre der Kammer, worin Schmalbach die werthvollen Gegenstände und die Geldkisten stehen hatte, auf sämmtliche Schränke und Kisten in der Wohnung, und schrieb dann diejenigen Effecten auf, welche unversiegelt blieben. Von allen unter Siegel gelegten Behältern, die schließbar waren, nahm der Gerichtsschreiber die Schlüssel zu sich.

Den Gerichtssiegel drückte man in schwarzen Lack aus, welches ein Mann, den die Gerichtsbeamten mitgebracht hatten, bewerkstelligte. Der Friedensrichter ging, mit den Anwesenden sich unterhaltend, auf und ab, während der Gerichtsschreiber über den Vorgang ein Protokoll aufnahm.

Am Schlusse der Verhandlung mußten die Haushälterin und Gertrud den vorgeschriebenen Eid leisten: „daß sie von dem Nachlaß des Verlebten weder selbst etwas verschleppt, noch gesehen hätten oder wüßten, daß mittelbar oder unmittelbar etwas auf die Seite geschafft worden."

Zum Hüter der Siegel und der außer Siegel gebliebenen Gegenstände wurde der mitgebrachte Jakob Groß, Möbelhändler in Rheinaustadt wohnhaft, ernannt, und diese Verpflichtung von demselben angenommen.

Das Protokoll, welches alle obigen Thatumstände, so wie die Stunde des Anfangs und jene des Endes der Operation enthielt, wurde von allen anwesenden Personen unterschrieben.

Wäre Jemand dagewesen, der die Nachsuchung eines Testaments des Verstorbenen beantragt hätte, so würde der Friedensrichter überall danach haben suchen, wenn es aufgefunden aber seinen äußern Zustand constatiren und mit den anwesenden Parteien und dem Gerichtsschreiber paraphiren, endlich Tag und Stunde bestimmen müssen, an welchen er das Testament dem Landgerichtspräsidenten, der die Hinterlegung bei einem Notar verordnen muß, vorlegen würde; eine Erklärung, welche den Parteien zugleich als Vorladung dient, bei der Präsentation, nach Umständen Eröffnung desselben zugegen zu sein, Alles insofern von einer eigenhändigen letztwilligen Verordnung die Rede ist. Findet sich die Ausfertigung eines authentischen d. h. notariellen Testaments vor, so werden dessen Bestimmungen sofort vollzogen, wenn sie nicht den, für alle Fälle unabänderlich vorgeschriebenen, gesetzlichen Verfügungen entgegenlaufen.

Nachdem das Gerichtspersonal sich entfernt, blieb Theodor noch einige Zeit bei Gertrud, sie und Adelheid über manche Verhältnisse des Ver-

ſtorbenen befragend. Dann übergab er freundlich bittend dem Siegelhüter zugleich die Obhut über die Frauen und ſäumte nun nicht länger, ſeinen Oheim von dem Vorfall, der ſein langes Ausbleiben veranlaßt, in Kenntniß zu ſetzen.

---

Er fand die drei Gäſte vom Mittag wieder im Zimmer des Onkels und den Referendar im Vortrage über verſchiedene Gegenſtände der rheiniſchen Gerichtsverfaſſung.

Alle vernahmen mit Erſtaunen die Erzählung Theodors und als ſie ſich wieder mit Ruhe über die Geſchichte des Tages beſprechen konnten, warf der Oheim die Frage auf: Wohin Gertrud einſtweilen gebracht werden ſollte, da ſie unmöglich länger in der elenden Wohnung und ſo zu ſagen ohne Schutz bleiben könnte.

Lieb bedachte ſich nicht lange und rief: „Donnerwetter! wo kann denn das Mädchen beſſer untergebracht werden, als bei meiner Mutter der verwittweten Hofräthin Lieb. Sie wird an meiner Schweſter eine getreue Geſpielin und Freundin erhalten.

Dabei ſetzte der Offizier die Verhältniſſe der Seinigen näher auseinander, bürgte für die Einwilligung ſeiner Mutter und erbot ſich, dieſe ſofort einzuholen.

Der Vorſchlag wurde angenommen und man kam darin überein, daß Theodor'zu Gertrud zurückkehren ſolle, um ſie von der Veränderung ihrer Lage in Kenntniß zu ſetzen. Der Lieutenant wollte alsdann mit ſeiner Schweſter in einer Droſchke die Geliebte ſeines Freundes abholen.

Alles ging nach Wunſch und noch war Mitternacht nicht vorüber, als Theodor ſchon vor dem Bette ſeines Oheims erſchien, um ihm zu melden, daß Fräulein Lieb mit ſchweſterlicher Zärtlichkeit der Nichte Schmalbach's entgegengekommen und er ſich im Hauſe der Hofräthin ſelbſt überzeugt habe, wie dieſe edle Dame Mutterſtelle bei ihr vertreten würde, ſo daß er über ihre Lage gänzlich außer Sorge ſei.

Jetzt begieb Dich zur Ruhe, Theodor! Grüße mir Deinen Albert und melde Deinen Principalen auf morgen früh meinen Beſuch. Ich hoffe, ſie werden mir zu Liebe Dich gern ohne vorherige Kündigung entlaſſen. Dann wollen wir in Bezug auf Dein Verhältniß zu Schmalbach,'s Nichte, die ich ebenfalls morgen kennen zu lernen hoffe, das Weitere ſprechen. Gute Nacht, mein Sohn!"

Theodor küßte ſeinem Oheim die Hand und ſagte: „Schlafen Sie wohl, mein Vater!"

Sein Jugendfreund Albert war noch nicht eingeſchlafen. Er unterhielt ſich mit dem auf des älteren Maſſau's Verlangen gleich nach deſſen Beſuch aus dem Kloſter der Alexianer zu ſeiner Pflege herbeigerufenen, barmherzigen Bruder. Auch dieſer erſtaunte über Theodors Erzählung, deſſen Glücksſtern plötzlich ſtrahlend und hell über ihm aufgegangen war.

Daß Theodor vor freudiger Hoffnung die ganze Nacht kein Auge ſchließen konnte, wird Jeder glauben, wer aus ähnlicher Lage weiß, daß große Freude ſowohl wie großes Leid den Schlaf ſelbſt von dem Müden fern halten.

Wir wünſchen dem Leſer gleichfalls gute Nacht, weil wir früh wieder aufſtehen müſſen, um ihn auf die Gerichtsſchreiberei des Friedensgerichts zu führen, in deſſen Bezirk die Wohnung Schmalbachs gelegen war.

---

Es hatte am andern Morgen kaum neun Uhr geſchlagen, als der Hausflur unten und oben, ſowie die Weinzimmer im Friedensgerichtslocale ſchon mit wartenden Menſchen beſetzt waren. Ein Theil derſelben, insbeſondere aus Landsleuten beſtehend, wie die allgemeine Tracht, der blaue Kittel anzeigte, war da, um Recht ſprechen zu hören, denn das Friedensgericht No. 3 hielt heute Sitzung. Die Wohlhabenden tranken ihren Wein, Andere dagegen hatten in der Nähe des Locals die Branntweinläden gefunden u. beurkundeten durch ihre lallende Zunge, ihre wankelmüthigen Beine und den nicht angenehmen Fuſelgeruch die Wirkungen des Kartoffelſpiritus. Sie kannten allerdings die Wohlthaten der Mäßigkeitsvereine nicht, ſonſt würden ſie ſich nicht der Errichtung derſelben widerſetzt haben. Noch ein Haufe Bauern, der auf ſeinem zweiſtündigen Marſche zum Gericht die Schenken an der Landſtraße nicht unbeſucht gelaſſen, kam ſingend in Reihen

anmarschirt, von einem Genossen mit dickem Knittel geführt. Die Stöcke der Einzelnen, aus jungen Eichbäumen geschnitten, durchschwirrten die Luft und mit Gesang betraten sie den Sitzungssaal. Der Friedensrichter sah den Haufen kommen, aber—er hielt die Hand vor den Augen und schob die nicht eingeschmierte Siegelpresse fest, deren kreischende Bewegung ihn verhinderte, den Gesang der Betrunkenen zu vernehmen.

Noch ein Theil der Anwesenden sah der Ankunft des Gerichtspersonals von Nr. 1. entgegen, wo auf der Gerichtsschreiberei verschiedene Acten der freiwilligen Gerichtsbarkeit vorgenommen werden sollten. Wenn man annimt, daß in Vormundschaftsangelegenheiten, mit Ausnahme der Ueberreichung des Inventars oder Vermögensverzeichnisses und der Hypothekeneintragung, der Rechnungsablage und Erstattung des Erziehungsberichts bei Hauptvormundschaften, auch wohl außergewöhnlichen Vernehmungen der Vormünder, stets der Familienrath der Minorennen verhandelt werden muß, um eine Vormundswahl zu bewerkstelligen oder einen Beschluß zu fassen, und daß dieser Familienrath ohne Haupt- und Nebenvormund, aus sechs Personen besteht, so wird man begreifen, welche Anzahl Personen sich an einem Vormittage einfinden muß, wenn auch nur fünf solcher Vormundschaftssachen erledigt werden sollte.

Onkel Massau hatte gestern schon mit dem Referendar Fröhlich verabredet, daß Letzterer für ihn die Erlaubniß des Friedensrichters nachsuchen sollte, bei den stattfindenden Verhandlungen gegenwärtig sein zu dürfen, was denn der Friedensrichter Benner, ein allgemein geliebter und von Allen hochgeachteter Mann, der in jeder Beziehung ein Muster der Friedensrichter genannt werden konnte, um so bereitwilliger gestattete, als die Familienrathsversammlungen an diesem Tage keine Familiengeheimnisse zum Gegenstande hatten, vielmehr Nichts als Vormundernennungen betrafen.

Im Allgemeinen sind die Verhandlungen in Vormundschaftsangelegenheiten und die meisten Acten der freiwilligen Gerichtsbarkeit nicht öffentlich.

Der Referendar führte daher den Fremden auf die im ersten Stock des Hauses, nach dem Garten gelegene Canzlei oder Gerichtsschreiberei des Friedensrichters No. 1, wo der Friedensrichter und der Gerichtsschreiber eben eintraten.

Es saßen auch drei Schreiber in dem Zimmer, theils mit Eintragung in Register, theils mit Urtheilsausfertigungen beschäftigt.

Richter und Gerichtsschreiber empfingen den ihnen von Fröhlich vorgestellten Fremden sehr freundlich, erklärten ihm Manches, was er zu wissen verlangte, sehr bereitwillig und zeigten ihm auch mehrere Acten und Ausfertigungen.

Von Letzteren fiel ihm die executorische Form der Erkenntnisse auf. Ihr Eingang war in schönen, verschiedenartig lithographirten Schriftzügen, die fast die erste Seite eines Bogens gewöhnlichen, geglätteten und weißen Papiers einnahmen und sogar Zeichnungen enthielten, dargestellt.

„Auf Grund solcher Urtheilsausfertigung betreibt der damit beauftragte Gerichtsvollzieher die Execution," sagte der Gerichtsschreiber.

„Das ist sehr einfach," meinte Massau.

Der Referendar war hinausgegangen und mit einem Bogen Papier zurückgekehrt, welchen er dem Fremden mit den Worten übergab: „Hier ist der neue Miethvertrag für die Eheleute Heibach, den ich selbst aufsetzte und zur Sicherung des Datums bei dem Friedensgericht Nr. IV. einregistriren ließ."

Massau las den Contract durch und kam zuletzt auf den Einregistrirungsvermerk, welcher blos aus nachstehenden Worten bestand:

„Vorgelegt und eingetragen bei dem Königlichen Friedensgericht zu Rheinanstadt Nr. IV. am achtundzwanzigsten Januar achtzehnhundertfünfundvierzig sub Nr. 3486 des Reg. fol. 35, erhoben fünf Groschen.

(Das Gerichtssiegel.) Der Friedensrichter
Ler Gerichtsschreiber Nassauer.
Fürst."

Nun begreife ich erst den Zweck des Einregistrirens der Privaturkunden. Es kann ihnen nämlich nur dadurch ein sicheres Datum gegeben werden, dritten Personen gegenüber. — Nicht wahr?" sagte der Fremde.

„Allerdings," erwiederte der Referendar, „wenn nicht einer der Contrahenten oder bei einseitigen Scheinen der Aussteller mit Tode abgegangen ist, welcher ebenfalls das Datum vergewissert."

Jetzt traten mehrere Eisenbahnbeamte herein, welche als Inspector, Kastellan oder Bahnwärter vereidet wurden.

Dann kam ein heirathslustiges Pärchen mit noch vier andern Personen, um einen Notorietätsact über den Tod der Großeltern des Bräutigams aufnehmen zu lassen, welchen es zur Schließung der Ehe vor dem Civilstandsbeamten nöthig hatte.

Der Gerichtsschreiber richtete verschiedene Fragen an die Erschienenen, füllte ein gedrucktes Schema aus und nachdem er dem Friedensrichter angezeigt, daß er fertig sei, dieser aber das Nöthige den Leuten vorgehalten, las er das Protokoll ab.

Der Requirent und die Schreibens erfahrenen Zeugen unterschrieben das Protokoll, das endlich mit den Unterschriften des Friedensgerichtsbeamten u. der Bedrückung des Gerichtssiegels schloß.

Man cassirte einen Stempelbogen zu diesem Act, ließ sich von dem Requirenten die auf der Urkunde specificirten Kosten bezahlen und übergab ihm denselben, nachdem er in's Repertorium eingetragen und mit der Nummer desselben versehen worden war.

„Eine eigenthümliche Art von Urkunde so ein Offenkundigheitsact," meinte der Fremde.

„Er ist durchaus erforderlich," erwiederte nun der Richter, „weil nach dem Tode der Eltern ohne Einwilligung der Großeltern keine Heirath vollzogen werden kann. Daher muß deren Tod ebenfalls festgestellt sein. Man weiß nun wohl, wie früher von den Pfarrern die Sterbebücher geführt wurden und kann sich deshalb leicht erklären, warum nur selten die Todtenscheine von Personen, die vor sechzig Jahren und längerer Zeit gestorben sind, vorgelegt werden."

Die Leute hatten das Zimmer verlassen, durch dessen Thüre wieder Neue hereindrangen. Diese waren beschieden worden, um als Familienrath einen Nebenvormund zu ernennen.

Einer von ihnen, der Requirent und Vater der Minderjährigen, meldete sich beim Friedensrichter, welcher ihn zum Gerichtsschreiber verwies, der, eine vom Civilstandsbeamten eingegangene Anzeige vor sich, gewisse Fragen stellte und die Antwort niederschrieb.

Der Richter wendete sich darauf an den Familienrath, indem er demselben vorhielt, daß nach dem erfolgten Tode der Ehefrau des Requirenten dieser die gesetzliche Vormundschaft über seine minderjährigen, Kinder behalte, der Familienrath daher nur einen Nebenvormund zu wählen habe, welcher jedoch im gegenwärtigen Fall der entgegengesetzten Linie des Hauptvormundes, nämlich der mütterlichen, angehören müsse, da Haupt- und Nebenvormund stets aus zwei verschiedenen Linien sein sollen.

Ohne daß der Vater und gesetzliche Vormund mitstimmen durften, gab nun jedes Familienraths-Mitglied seine Stimme ab. — Alle Stimmen fielen auf den Oheim der Kinder. Dieser erklärte die auf ihn gefallene Wahl freiwillig annehmen zu wollen und leistete den Eid.

Der Friedensrichter machte nun die Vormünder auf ihre Pflichten aufmerksam, und der Gerichtsschreiber las nachher den Anwesenden das Protokoll vor, worauf die Unterzeichnung desselben stattfand.

Bemerkenswerth und neu für den Fremden war noch ein Act, den eine Wittwe über die Emancipation ihres 15jährigen Sohnes blos durch ihre einfache Erklärung: daß sie ihn emancipire, und demnächst über die Wahl eines Curators durch den Familienrath, aufnehmen ließ.

Man sagte dem Fremden bei dieser Gelegenheit, daß der vater- und mutterlose Minderjährige nur nach vollendetem 18. Jahre, und zwar nur durch den Familienrath, welchem stets wie in allen Versammlungen, der Frie-

denrichter präſidiren müſſe, emancipirt werden könne.

„Wann iſt nach hieſigen Geſetzen ein Minderjähriger großjährig?“ fragte Maſſau.

„Mit dem vollendeten 21. Jahre,“ erhielt er zur Antwort.

Auf dieſe Weiſe nahmen die Tagesgeſchäfte bei dem Friedensgericht ihren Fortgang. Maſſau und der Referendar dankten für die dem Erſtern ertheilte Erlaubniß, durch eigene Anſchauung die rheiniſche Gerichtsverfaſſung näher kennen lernen zu dürfen und verließen das Lokal.

---

Im Gaſthof harrte Theodor ſchon längere Zeit, den Oheim zu ſeinen Principalen und von da zur Hofräthin Lieb zu führen. Erſtere entließen nun unter den bewandten Umſtänden ihren Commis Theodor Maſſau bereitwillig, gaben ihm ein ſchönes Zeugniß und als einen beſonderen Beweis ihrer Zufriedenheit mit ſeinen Dienſten zum Andenken ein werthvolles Geſchenk.

Die Hofräthin empfing Oheim und Neffen ſehr artig und Beide überzeugten ſich augenblicklich, wie wohlthuend Gertrud's Aufenthalt bei derſelben auf dieſe wirken müſſe.

Dem Oheim gefiel das junge Mädchen ungemein. Er lobte ſeines Neffen Neigung, und ehe er noch die Wohnung der Hofräthin verließ, hatte er Gertrud berits lieb gewonnen, denn er ſprach auf dem ganzen Rückwege mit Theodor von nichts Anderem, als von ſeiner glücklichen Bewerbung um die Hand des Mädchens.

Theodor fürchtete, daß der Familienrath ihm vielleicht Schwierigkeiten machen würde, er wollte deßhalb ſogleich den Nebenvormund aufſuchen. Maſſau trieb den Neffen zur Eile und ging allein in ſein Hotel zurück.

Wie erſtaunte aber Theodor als Gertrud's Nebenvormund ihm erklärte: daß dieſelbe morgen ihr 21. Jahr vollende, mithin großjährig und berechtigt werde, über ihre Perſon und Vermögen frei zu verfügen, welches Alles der Friedensrichter ſelbſt ihm heute noch geſagt hätte.

Nach Schmalbach's Begräbniß, welches auf Gertrud's Verlangen ſo ſtandesgemäß als möglich ſtattfand, wünſchte man ſofort die Siegel von dem Nachlaß heben zu laſſen. Dieſes konnte jedoch nicht eher als drei Tage nach der Beerdigung geſchehen, wo dann auch, in Folge einer auf Gertruds Erſuchen erlaſſenen Ordonanz des Friedensrichters, ohne Zuziehung eines Notars und ohne alle Beſchreibung die Siegel abgenommen wurden, indem bei der Großjährigkeit der Inteſtaterbin kein Inventar über den Nachlaß errichtet zu werden brauchte.

Schmalbach hatte keine anderen Geſchwiſter, als den vor ihm geſtorbenen Bruder, Gertrud's Vater, gehabt. Letztere war demnach ſeine Univerſalerbin, wenn ſich kein Teſtament vorfand.

Die Volljährigkeit ſetzte Gertrud auch in den Stand, das Vermögen ihres Oheims ſofort in Empfang zu nehmen und über daſſelbe, wie über ihre Perſon frei zu ſchalten und zu walten.

Da ſich unter den Papieren des Nachlaſſes wirklich kein Teſtament vorfand, ſo machte Gertrud von ihrer Selbſtändigkeit Gebrauch.— Sie ſchenkte der Jungfer Adelheid ſämmtliches Hausmobilair, mit welchem die Wohnung ausgeſtattet war und, außer ihrem verdienten Jahreslohn, noch 500 Thaler baar. Die Pfänder gab ſie den unglücklichen Eigenthümern zurück, ohne das darauf erhaltene Darlehn von ihnen wiederzuverlangen. — Diejenigen Kleidungsſtücke und Wäſche aber, deren Eigenthümer nicht mehr zu ermitteln waren, nebſt einer Summe Geldes überſendete ſie dem eben erſt in's Leben getretenen „Verein zur Abhülfe augenblicklicher Noth.“

Die ſtrenge und anhaltende Kälte in dieſem Winter hatte nämlich eine Menge ſonſt fleißiger Leute, deren Arbeiten dadurch unterbrochen wurden, brodlos gemacht und ſie mit ihren Familien dem Elende preisgegeben, wie wir bei dem Maurer Heibach geſehen. Die beſtehenden Wohlthätigkeitsanſtalten und die Unterſtützungen Einzelner reichten nicht mehr hin, der überhandnehmenden Armuth entgegenzutreten. — Da ging von einem Bürger und Gaſtwirthe ein Vorſchlag zur Abhülfe der augenblicklichen Noth aus, welcher allgemein Beifall fand, und von

vielen Seiten die größte Theilnahme erregend, in 24 Stunden zur Ausführung kam.

Jener Bürger besaß ein ziemlich großes, zur Zeit unbewohntes Haus. Man errichtete in demselben eine große Küche, machte schnell alle Zimmer heizbar und lud einerseits sämmtliche Nothleidenden ein, den Tag über im warmen sich aufzuhalten und Mittags eine kräftige Suppe einzunehmen; andererseits forderte der zu diesem Ende errichtete Verein alle Menschenfreunde auf, durch Beiträge an Geld, Lebensmitteln und Kleidungsstücken dem Unternehmen einen gesegneten Fortgang zu verschaffen.

Neuerdings bewährte sich der anerkannte Wohlthatssinn von Rheinaustadt. — Täglich brachte man Getreide, Brod, Mehl, Kartoffeln, Salz, Kohlen, Holz in das Local. Sehr bedeutende Summen, von Reichen zum Theil in hohen Beträgen, gingen ein, Kleidungsstücke, Wäsche, Leinewand und andere Bekleidungsstoffe bildeten bald eine Masse. Kurz der Verein, welchem sich ein Verband edler Frauen aus den höheren und Mittelständen angeschlossen hatte, um die milden Gaben dem Bedürfniß gemäß zu vertheilen, verbreitete ringsum Segen und sorgte für die Erhaltung der Armen.

Als später die Kälte der Wassersnoth Platz machte und Letztere so zugenommen hatte, daß alle am Rhein gelegenen Straßen überschwemt waren, wie man seit 1784 sich keines so hohen Wasserstandes erinnerte, da zeigte sich jener Verein auf's Neue thätig, brachte die obdachlos gewordenen armen Einwohner in passende Lokale unter, verabreichte ihnen das Nöthige und scheute keine Mühe, seinen Mitbürgern die Abhülfe der Noth dringend an's Herz zu legen.

Man kann nicht sagen, daß Einer, der zehn Groschen besaß, von der allgemeinen Beisteuer sich ausgeschlossen hätte, und wäre er auch nur einen Groschen davon mitzutheilen im Stande gewesen. Dennoch gab es einen Hartherzigen in Rheinaustadt, der indeß bald seinen Lohn davongetragen hätte, es war der Kornwucherer Melchior Zaudig.

Von einzelnen Hülfsbedürftigen und den Unterstützungsvereinen in Anspruch genommen, wußte er stets den Bitten auszuweichen; zuletzt wurde es bekannt, daß Zaudig nicht einen einzigen Scheffel Roggen zur Aushülfe hergegeben und deshalb ihm von den Proletariern Rache geschworen.

Als nun die Kohlenstraße, in welcher er wohnte, von dem überfluthenden Rhein dermaßen voll Wasser stand, daß dieses bis zum ersten Steck der Häuser reichte, mußte Zaudig, gleich allen übrigen Bewohnern der Straße, eine große Leiter zum Fenster hinauslassen und einem der vielen vorbeifahrenden Nachen ein Zeichen geben, heranzukommen, wenn er aus dem Hause wollte. Er war immer genöthigt drei bis vier Schiffer anzurufen, ehe der Fünfte sich herbeimachte, so verhaßt war er bei Jedermann. Die Kähne ruderten vorüber und die Fuhrleute schienen ihn nicht zu hören. Nur ein Mal kam ein junger Ruderer auf den ersten Wink an seine Leiter, stemmte den Nachen so fest als möglich und half dem Einsteigenden von der gefährlichen Treppe in das Boot. Er fuhr mit ihm sodann durch mehrere Wasserstraßen und hatte die Freude zu vernehmen, wie sein Passagier von allen Leuten, die an ihnen vorüberruderten, verhöhnt wurde. Der Schiffer mußte ebenfalls etwas gegen Zaudig im Schilde führen, denn er war sehr dienstfertig gegen ihn. Bald zeigte sich auch seine Absicht. Denn als der Nachen den höchsten Wasserstand erreicht hatte, stieß der sonst so geschickte Kahnlenker wie von ungefähr mit der Spitze des Bootes gegen ein Haus, daß der nicht darauf gefaßt gewesene Kornwucherer in's Wasser stürzte und jämmerlich um Hülfe rief. Er hörte, bevor er untersank, noch das vielstimmige und wie ein Echo wiederhallende Hohngelächter der Schiffer, dann verließen ihn die Sinne.

Sehr gut wußte aber der junge Hanake — sein Schiffer und zugleich der ehemalige Mitbewohner des Hauses, worin die Familie Heibach im Elende geschmachtet hatte — als es zur Rettung Zeit war. Mit seinem Bootshaken holte er den anscheinend Entseelten bei den Kleidern aus der Tiefe, schaffte ihn in ein Wirthshaus und ließ ihn ohne Umstände zu Bette bringen,

worauf sich Zaudig auch sehr schnell erholte. Dieses Erlebniß und die Nachricht von dem Tode Schmalbach's, von dessen gegebenen Worte er jetzt keinen Nutzen mehr hoffen durfte, machten für einige Zeit sein Herz beben, aber nicht lange darauf war Alles wieder vergessen.

Das von Schmalbach nachgelassene und auf Gertrud vererbte Vermögen war außerordentlich. In dem Schrank fanden sich eine Menge Obligationen und Kauftitel über Häuser und Ländereien und in den Kisten lagen Beutel mit Gold und Silber, Pfandbriefe und Staatsschuldscheine. Man schätzte das Ganze auf 150,000 Thlr.

Theodor hatte um Gertrud's Hand wenige Augenblicke vor dem erlangten Reichthum gebeten und sie ihm dieselbe zusagen wollen, jetzt hatte sie gar keine Ursache, jene Zusage zu verweigern.

---

Im Besuchzimmer der Hofräthin Lieb saß eines Abends, etwa 6 Wochen nach der Entsiegelung, eine fröhliche Gesellschaft bei der Tafel. Sie bestand außer der Dame des Hauses und ihrer Tochter, aus dem Oheim Massau, dem Referendar und dem Bildhauer Fröhlich dem Lieutenant Lieb, dem Juwelier Ehrenfried und einem jungen zärtlichen Pärchen, das um sich her die Welt vergaß und nur sich allein zu leben schien. Da ergriff der Oheim das Glas und rief: „Auf das Wohl des Ehepaars!" Die Gläser klirrten und ein allgemeiner Jubelruf begleitete den ausgebrachten Trinkspruch. Die jungen Leuten dankten und baten, sie stets im guten Andenken behalten zu wollen, wie sie ihrerseits ihr ganzes Leben hindurch der erwiesenen Güte u. Freundschaft der Zurückbleibenden sich erinnern würden.

„Donnerwetter!" sagte der Lieutenant, „wenn meine Braut will wie ich, so laß ich nach der Heirath mich sofort nach Königsberg ins 2. oder 3. Regiment versetzen."

„Ich halte sie beim Wort, Herr Lieutenant!" antworte der Oheim und Lieb schlug ein.

Der ganz genesene Albert Ehrenfried hatte sich nicht bitten lassen, seinem Freunde Theodor nach Königsberg zu folgen, wo der ältere Massau ihm so viel zu seinem Etablissement ohne Zinsen vorschießen wollte, als er bedürfen würde.

Der Referendar Fröhlich erhielt die Verwaltung des nicht baaren Vermögens der Frau Massau gegen eine Remuneration von 500 Thaler mit dem Auftrage, die Ländereien bei günstiger Gelegenheit zu verkaufen und die Obligationen auslaufen zu lassen oder zu kündigen.

Der Bildhauer versprach, schon im folgengenden Jahre, von Berlin aus, wohin er gehen wolle, einen Abstecher in die Provinz Preußen zu machen.

Die Hofräthin empfing auf zarte Weise, durch die Fürsorge des Oheims, für ihre Güte und Unneigennützigkeit gegen seine nunmehrige Nichte, einen Schmuck von 400 Thaler an Werth, ihre Tochter aber ein prachtvolles Nähtischchen, in dessen verborgener Schublade sich 50 blanke Friedrichsdo'r vorfanden, mit einem Zettelchen, auf welchem die Worte standen: „für Nadeln."

Gertrud's bestimmter Bräutigam, Melchior Zaudig, mußte zum bösen Spiel gute Miene machen. Alle seine Plane waren durch Schmalbach's Tod zerstört. Er wußte sich indeß zu helfen. Vermuthend, daß die Haushälterin während ihres langen Dienstes bei dem Geizhals zusammengeschaart, was sie gekonnt, hielt er um Jungfer Adelheid an und wurde erhört.

Glück und Segen war nun verbreitet über viele Personen, die sich nie gefunden hätten, wenn es nicht geschehen wäre durch den Wucherer und das Friedensgericht.

# Poetisches.

## Der Mann von Stroh.

### Eine Legende.

Seht, mit dem dicken Bilderbuche
Kommt Jörge her.
Ihr wißt, wenn ich euch so besuche,
Giebt's neue Mähr.

Auf! schürt das Feuer, lieben Leute,
Und werdet froh!
Rückt näher her, ich zeug euch heute,
Den Mann von Stroh.

Ihr lacht. — Ja, fieng mein Vater selig
Vom Strohmann an,
So lacht' ich auch, bis doch allmählig
Die Thräne rann.

Das Bild steht Pag'na dr-i und dreißig
Der Kronika.
„Da" ruft Ihr alle gleich, das weiß ich,
„Da ist er, da!"

Ja wohl, der Mann mit steifem Beine
Im Arm des Leun,
Der muß, ist er nicht todt, ich meine,
Ein Strohman seyn.

Der dorten Kron und Zepter führet,
Heißt Kaiser zwar,
Doch ist er's nicht, denn ihn regieret
Ein Pfaffe gar.

„Herr Kaiser!" sprach der Pfaff von Bremen,
Der Albert hieß,
(Ein schlauer Mann, und, konnt' er nehmen,
Er nahm gewiß),

„Herr Kaiser!" sprach der Pfaff von Bremen,
„O hört mich an!
Ich muß mich schier zu Tode grämen
Um einen Mann.

Bei Bremen liegt, bewohnt von Friesen,
Budjenterland,
Da gibts mitunter gute Wiesen
Am Weserstrand.

Es ist ein Wall herumgezogen,
Der trotzt dem Meer.
Doch fallen oft die wilden Wogen
Darüber her.

Indeß wer läßt sich gerne nehmen,
Was ihm begleicht?
Das Land gehört zum Bisthum Bremen.
Beweis ist leicht.

Nun wohnt ein Graf dort auf den Heiden,
Dem fällt es ein,
Er treibt sein Vieh auf diese Weiden!
Und nennt sie sein.

Er, der der Recht zu kränken
So höflich meint.
Ist, traun! ein Mann von argen Ränken —
Des Kaisers Feind,

Ja Huno ist Dein Feind, ich schwöre.
Er komme um!
Zu Gottesund zu Deiner Ehre,
Er komme um!" —

So sprach der böse Pfaff mit Thränen
Und kniete gar.
Der gute Kaiser mußte wähnen,
Er rede wahr.

„Dir geb' ich die Budjenter Wiesen,
Mit ihrem Wall.
Sei Herrscher," sprach er, „aller Friesen
Und Huno fall!"

Straks ward der Graf, zu Alberts Freude,
Hoch angeklagt,
Und Hunos Volk von seinem Eide
Schon losgesagt.

Was half's, hier auf sein Recht bestehen?
Er ward verlacht.
Was half's, des Richters Gnade flehen?
Er ward verlacht.

„Zum Löwenkampf sei Huno fertig!"
Spricht das Gericht.
„War er dem Reiche treu, gewärtig,
Gott bringt's an's Licht."

Rings in der Richter Amts-Gesichte
War kalter Spott.
„Einst," sprach der Graf, „im Weltgerichte,
Da richtet Gott;

Und richtet recht! doch seine Gnade
Sei euch nicht fern!
Daß dir, o Sohn! mein Tod nicht schade,
Hoff ich zum Herrn.

O Jüngling weine nicht und bete
Und bau mein Grab.
Mein Haar wird grau: o sieh! ich trete
Mit Freuden ab.

Gut, bieder seyn, vor Gott zu leben.
Und ihm vertraun,
Gibt Kraft mein Sohn! einst ohne Beben
Den Tod zu schaun." —

Wie Gottes Sonne hell durch trübe
Gewölke bricht,
So glänzt von Gott- und Vaterliebe
Des Sohns Gesicht.

Und schweigend nahet er dem Throne
Des Kaisers sich.
„Den Todeskampf laß, Herr, dem Sohne!
Hier weih' ich mich."

Rings ward's, als faßte sie bei'm Kragen
Die Todeshand.
Bis sich mit Zittern und mit Zagen
Der Fürst ermannt.

„Held!" sprach er mit gebrochner Stimme,
„Der Kampf ist dein!
Geböt' ich, ach! des Löwen Grimme,
Er schonte dein." —

Noch redet' er, da wankt mit Rusen
Der Greis heran.
Er warf sich auf des Thrones Stufen.
„Ach! hör ihn nicht!"

Wie wird Euch jetzt, ihr lieben Leute?
Gewiß ihr meint,
Daß alle nun der Spruch gereute. —
Und doch erscheint —

Ja denket nur — und doch erscheinet
Der junge Held,
Von allen redlichen beweint,
Im Todesfeld.

Ihr Lieben! hemmet eure Thränen,
Vertraut dem Herrn!
Wenn Böse schon zu siegen wähnen,
Ist Gott nicht fern.

Er war nicht fern. Schon scholl es: „Frühe
Beim Morgenroth
Bewaffne dich, o Graf! und ziehe
Zu Kampf und Tod."

„Ich stelle mich!" und ohne Klage
Schloß er sich ein,
Die letzten Stunden seiner Tage
Noch Gott zu weihn.

Schon war es Mitternacht. Er blickte
Zum Himmelsplan,
Und Gottes Sternen-Saat entrückte
Ihn Himmelan.

Da rauscht's am Fenster hin: er siehet
Bei Mondenschein.
Ein Mädchen, das ein Bildniß ziehet:
„O, laß mich ein,

Graf Friedrich! laß mich ein, ich bitte,
Die Nacht ist kalt;
Für dich verließ ich meine Hütte —"
Sprach die Gestalt.

Ein Engel dünkt sie ihm. Vertrauen
Giebt ihm ihr Blick.
„Wie wird mir," rief er, „dich zu schauen,
Der Erdenblick?" —

„Ich sah, o Graf! ich saß zur Seiten
Des Vaters, dich
Voll Edelmuth den Tod erstreiten.
Es rührte mich

Die Tugend ohne gleichen hätte
Nur Tod zum Lohn?
Auf, Kunigunde! auf! und rette
Den Edeln Sohn!

Ich dacht's; ein guter Engel sachte
Mich an, und hier,
Hier ist das Bild, das ich erdachte.
O, folge mir,

Streck' gegen dich der Leu die Klauen,
So halte du,
O Jüngling, halt ihm ohne Grauen
Dieß Bildniß zu!

Der Grimm des Thieres wird sich legen,
Die Beut' ihn freun.
Und männlich wirst du ihn erlegen,
Wirst Sieger seyn.

Sieh da, warum zu dieser Stunde
Ein Gott mich sandt.
Leb wohl, und denk' an Kunigunde!"
Sie sprachs und schwand.

Nun schürt das Feuer, lieben Leute,
Und werdet froh!
Ihr wißt noch, ich erzähl' euch heute
Den Mann von Stroh.

Ihr glaubet wohl, ihr wärt betrogen,
Da ist er nun!
Der Mann von Stroh, mit Haut umzogen,
Soll Wunder thun.

Folgt ihr mir nur getrost zum Streite.
Den Kaiser seht
Ihr oben am Gerüste. Zur Seite
Des Kaisers steht

Ein Pfaff mit eckigem Gesichte.
Das ist der Mann,
Der, wie ihr wißt, die Geschichte
Mit Trug entspann.

Schon freut er sich des nahen Blutes;
Da tritt der Held,
Den Strohmann vor sich, gutes Muthes
Herein in's Feld.

Und ha! (wohl wußt es Kunigunde!)
Der Löw erliegt
Seht, wie entsprüht das Blut der Wunde!
Graf Friedrich siegt.

Frohlocket mit! denn laut ertönet
Der Edeln Lob.
Auch war der Kaiser nun versöhnet
Und froh darob.

Er faßt des alten Huno Rechte
Und tritt zum Sohn:
„Euch half der Herr, ihr seid gerechte!
Wär' hier ein Lohn,

Der dieses lohnte, nicht zu theuer
Könnt' er mir sein.
Das falsch bestrit ne Land sei euer,
Und denket mein."

Hier taucht, indeß manch Herz und Munde
Sie Treue weihn,
Der Kaiser in des Löwen Wunde
Den Finger ein.

Und zieht auf Friedrichs Schild die Quere
Zwei Striche hin.
„O trage die zu deiner Ehre!
Sie sind forthin

Des Hauses Wappen. Späte Zeiten
Gedenken dein.
Weit müsse sich dein Stamm verbreiten
Und glücklich sein!"

Wohl uns! der Herr der Welt vollziehet
Des Kaisers Wort.
Ja! Friedrichs edles Stammhaus blühet
Noch fort und fort.

Und blühen wird in fernen Tagen,
Was Gott erhält.
O seht! die rothen Balken tragen
Die halbe Welt.

# Buntes und Allerlei.

## Er ist wahnsinnig.

Zu der schmählichsten Art von Schwachherzigkeit, die in unseren Tagen vorkommt, gehört auch das, daß man einen Verbrecher, besonders einen Todesschuldigen, in ein Irrenhaus sperrt und dort sein Leben lang als wahnsinnig behandelt. Hat ein Mensch muthwillig gefehlt, so soll er es entgelten. Kann man es aber nicht über sich gewinnen, die verabscheu-

ungswürdige Todesstrafe anzuwenden, nun, so setze man eine andere fest. Einen Menschen von gesundem Verstande aber für wahnsinnig, erklären, ist härter als Todesstrafe. Das Henkerbeil kann doch nur dem Körper was anhaben, die Seele muß es frei laßen; durch das Einsperren in ein Irrenhaus aber wird die Seele tagtäglich zum Tode gemartert, und es kann leicht sein, daß man einen Menschen toll macht. Dazu aber hat man nie und nimmer ein Recht.

Das erfuhr ein englischer Lord an sich selber, wenn auch nur wenige Stunden.

Es lebte nämlich in London ein steinreicher, alter Lord, dessen einziger Neffe ein gar arger Springinsfeld war. Im Raufen und Schwärmen, besonders aber im Geldverschwenden kam ihm kein Anderer gleich, und im Schuldenmachen — war Keiner, der's besser verstand, auf 20 Meilen in der Umgegend. — Der alte Lord suchte zwar auf alle erdenkliche Weise dem Unwesen zu steuern; half aber Alles nichts; hingegen schien der angelegte Zaum das unbändige Roß nur noch wilder zu machen. Mit einem tausend Pfund nach dem andern mußte der Alte herausrücken, um nicht die Schande zu erleben, seinen Neffen im Schuldthurm zu sehen.— Da bekam der alte Lord den Einfall, seinen Neffen dem verderblichen Umgange zu entziehen, und nach dem Festlande (so nennen die Engländer das übrige Europa) zu schicken. Das geschah. Allein der Wildfang geberdete sich noch ärger, als zu London, und der alte Lord wäre, trotz seines ungeheuren Vermögens, doch nach und nach zum Bettler geworden. Alle Ermahnungen voll der väterlichsten Sorge und Liebe, alle Drohungen waren fruchtlos! Die gute Saat fiel auf einen Felsen, und ging nicht auf! — Da faßte Verzweifelung das bekümmerte Herz des alten Oheims, und er ließ seinen einzigen geliebten Neffen für — wahnsinnig erklären. Er machte allerdings gar tolle Streiche, daß sich wohl ein Grund zu solcher Erklärung finden ließ, wenn auch kein rechter.

Die nächste Heilanstalt für Irre mußte den jungen Lord aufnehmen und ihre Kur an ihm versuchen. Der Direktor zweifelte zwar in der ersten Zeit an der Genesung seines neuen und sonderlichen Patienten, aber nach und nach faßte er doch einige Hoffnung, denn der junge Mann schien—in sich zu sich zu gehen und allmählig über sein früheres und jetziges Leben nachzudenken. So war fast ein Jahr verschwunden, da machte sich der Oheim nun selbst auf den Weg nach Deutschland und nach dem Städtchen, wo der junge Leichtsinn im Tollhause lebte. Der alte Onkel war aber ein ächter Engländer, d. h. er benahm sich immer so, als ob er allein auf der Welt wäre. Das geht nun an, wenn man im Wald und Feld, aber nicht, wenn man unter seinen Nebenmenschen ist. Auch lernte er kein Wort deutsch, denn er wußte wohl, daß sich die Deutschen eine Ehre darans machen, englisch zu sprechen. Das kam ihm übel an. Als er in die Nähe des Städtchens kam, wo das Irrenhaus sich befindet, stieg er aus seinem großen Reisewagen, ließ diesen allein fortfahren, und ging selbst zu Fuß abseits durch den Wald, wo er von einer ziemlichen Anhöhe das Thal und die Lage des Städtchens überschauen wollte. Es war früh Morgens und ein regenartiger Nebel tropfte nieder, was aber den alten Herrn, der von Kopf bis zu Füßen in Makintosch gekleidet war, nicht genirte. Oben auf der Höhe angelangt, setzte er sich unter einen Baum, und machte halblaut seine Betrachtungen über die deutsche Gegend und den Aufenthalt seines Neffen. Zwei handfeste Holzhacker kamen des Weges, und erblickte den sonderbaren Fremdling. Verwundert lauschten sie seiner, wie sie meinten, verrückten Sprache und Geberde, und waren bald mit sich einig, daß der Sonderling mit seinem Kauderwelsch niemand Anders sein könne, als ein der nahen Irranstalt Entsprungener. Sie machten daher kurzen Prozeß, fielen über den Lord her, um ihn in sein Verwahrsam zurückzuschaffen. Der edle Lord aber rief ein God dam über das andere, und begann auf gut englisch zu boxen, so daß die beiden Holzhacker manchen tüchtigen Puff wegkriegten und alle Kraft aufbieten mußten, Meister des Alten zu werden. Endlich gelang dieß, und die beiden Holzhacker brachten den alten Herrn in die Stadt und lieferten ihn im Irrenhause ab, nachdem sie, beim ewigen Sträuben des Alten, diesen beinahe halbtodt geknüft hatten.

In dem Irrenhause löste sich das Räthsel bald. Der Oheim nahm seinen geheilten Neffen in Empfang und reiste so schnell als möglich wieder fort. Die ganze Geschichte war ihm unheimlich geworden. Als er mit seinem Neffen wieder im Wagen saß, sagte er: „Das Gräßlichste, was es auf der Welt giebt, ist doch, für wahnsinnig gehalten zu werden.— Verzeihe mir mein Verfahren, aber Du hast es ja selber verschuldet.“

Der Neffe aber seufzte: „Ja, Oheim, das hab ich erfahren. Wir wollen beide einander vergeben und vergessen. Ich beginne ein ganz neues und geordnetes Leben. „Und er hat Wort gehalten.

---

Sonderbarer Beweis für die Unschuld eines angeklagten Mörders. Noch in den ersten Jahren der Regierung Friedrichs des Großen wurde bei Kriminal-Untersuchungen, zur Ausmittelung eines nicht schon hinlänglich erwiesenen Verbrechens, die Tortur in Anwendung gebracht.

Den ehemaligen Stelzenkrug in Berlin besaß eine kinderlose Wittwe und in diesem wohnte, außer ihr Niemand, als ein armer Candidat, welcher sich davon nothdürftig ernährte, daß er vom Morgen bis zum Abend Kindern wohlwollender Bürger Unterricht in den ersten Elementen der lateinischen Sprache, der Erdbeschreibung, Geschichte, im Rechnen und Schreiben gab.

Eines Morgens kam die Wittwe nicht, wie gewöhnlich aus ihrer Schlafkammer; dieß erregte endlich Besorgnisse, und als man die Thür dieser Kammer öffnete, fand man die Wittwe todt in ihrem Bette. Ein um ihrem Hals befindlicher Strick ließ keinen Zweifel, daß sie erdrosselt sein mußte.

Auf die diesfällige Anzeige an die obrigkeitliche Behörde, veranlaßte diese sogleich, den einzigen Hausgenossen der Ermordeten, den Candidaten vorfordern zu lassen, um ihn zu vernehmen, ob er über diesen Mord keine nähere Auskunft, zur Ausmittelung und Habhaftwerdung des Thäters, angeben könnte.

Des Candidaten Zimmer war ebenfalls verschlossen und er nicht aufzufinden. — Nach Verlauf von einigen Stunden kam er in seine Wohnung zurück. Er wurde sogleich vor den Richter geführt und über die Mordthat vernommen. Er versicherte, daß er darüber nicht die mindeste Auskunft geben könne, indem er die Nacht gar nicht in seinem Quartiere gewesen sei.

Auf Befragen, wo er solche denn zugebracht habe, antwortete er: er habe gestern einen Freund, einen Landgeistlichen, einige Meilen von Berlin wohnhaft, besucht, solchen jedoch um bei guter Zeit in Berlin zu sein, am Abend verlassen, um zu Fuß den Rückweg zu nehmen. Bei der eingetretenen Dunkelheit habe er sich jedoch verirrt und die Nacht auf dem Feld zubringen müssen.

Dieser Umstand, da er schlechterdings nicht im Stande war, die nächtliche Abwesenheit außer dem Hause gehörig zu beweisen, machte ihn des Mordes verdächtig; er wurde daher sogleich verhaftet eingezogen, und der That beschuldigt.

Er leugnete solche standhaft, indeß achtete man darauf nicht und trug kein Bedenken, um ihn zum Geständniß zu bringen, an ihm die Tortur vollziehen zu lassen. Bei dem ersten Grade derselben flehte er, den Schmerzen erliegend, inne zu halten und bekannte sich als Mörder.

Das Gerücht davon verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt. Am meisten erstaunten und erschracken aber diejenigen, die den Candidaten so viele Jahre als Hauslehrer gekannt, und ihn, wegen seines stillen frommen Wesens und seiner liebreichen Behandlung seiner Schüler, sehr lieb gewonnen hatten. Sie hielten ihn eines solchen Frevels unfähig und beschlossen, sich in einer Deputation an den Großkanzler von Cocceji zu wenden, um ihn darauf aufmerksam zu machen, wie es höchst wahrscheinlich sei, daß dem Candidaten, bei einem so langen, unbescholtenen Lebenswandel, nur durch die Schmerzen der Folter ein Geständniß erpreßt worden sei, das keineswegs auf Wahrheit beruhen könne.

Cocceji hörte die Abgeordneten ruhig an und entließ solche sehr human, mit dem Troste, daß er ihre Winke gewiß berücksichtigen werde. Er ließ es auch nicht bei dieser Versicherung bewenden, sondern forderte sogleich die über diesen Mord

und über die, wider den Candidaten verhängte Untersuchung, verhandelten Akten.

Bei genauer Durchsicht fand er, daß man noch nicht gehörig untersucht, ob nicht etwa die Wittwe sich selbst erdrosselt habe, und er verfügte noch zu diesem Ende eine neue Besichtigung der Leiche, die — bei einem vormals herrschenden Vorurtheile — man nicht zu berühren gewagt. Zu dieser Besichtigung wurde der Scharfrichter in Berlin zugezogen, um über die Erdrosselung sein Gutachten abzugeben.

Er erklärte: Die Ermordete sei durch einen kunstgerechten Knoten erwürgt worden. Cocceji fiel dieses Beiwort auf. Er ließ den Scharfrichter zu sich bescheiden, und fragte ihn, was er unter dem Worte: „kunstgerecht" verstände?

Es ist eine eigne Art, in einen Strick einen Knoten zu schürzen, wenn einer von uns gehängt werden soll, wodurch dieser gewaltsame Tod beschleunigt und erleichtert wird.

Ist denn dabei etwas ganz Künstliches? frag Cocceji. „Das wohl nicht," versetzte der Scharfrichter, „aber es ist doch ein besonderer Kunstgriff, der nur denjenigen bekannt sein kann, welche zum Metier gehören"

Diesen Umstand beachtend, ließ nun der Großkanzler im Stillen Erkundigungen einziehen, ob etwa Scharfrichter oder ihre Knechte in dieser Zeit in Berlin gewesen wären. Es wurde auch bald ausgemittelt, daß zwei Scharfrichter aus Spandau an dem Abend, wo in der darauf folgenden Nacht der Mord verübt worden, nach Berlin gekommen. Es waren die leiblichen Brüder der Ermordeten. Sie wurden auf seinen Befehl verhaftet und bekannten die That. Sie hatten ihre Schwester erdrosselt um, als die nächsten Erben ihres Vermögens, desto früher zu dessen Besitz zu gelangen.

---

Eine Oäckerfamilie bei Yarmouth in Massachusetts Namens Cyase, behauptet, rechtmässiger Erbe der Townley-Besitzungen in England, die einen Werth von 52 Millionen Pf. Sterling haben, zu sein.

---

Die Waschingtonianer wundern sich, daß man ihre Stadt fortwährend in den Verdacht der größten Unmoralität bringe, während sie doch 32 Kirchen unterhalten, verhältnißmäßig mehr, wie irgend ein anderer Ort der frommen Republik. Man denke sich nur, 39 Kirchen für 25,000 „Christen." Uebrigens möchte hier wohl die Frage an Ort und Stelle seyn, ob die Anzahl der Kirchen immer als richtiger Maßstab der Moralität des Volkes gelten dürfe?—

---

Nähemaschine. — Ein gewisser Elias Howe, jun. von Cambridge Massach., kündigt eine von ihm erfundene Maschine an, welche schöne und starke Näthe in Tuch mit einer Schnelligkeit näht, so daß neun Schneider mit ihr nicht um die Wette arbeiten können.

Die Schneider Cincinnati's haben ebenfalls für höhere Arbeitspreise ausgestanden.

---

Der Kaiser Maximilian ließ einst Bibliotheken und Archive durchsehen, um eine vollständige Abstammung seines Hauses zu erhalten. Da schrieb die Hand eines Spottvogels an des Kaisers Burg:

„Da Adam hackt' und Eva spann,
Wer war denn da der Edelmann?"

Maximilian selbst, nachdem er diese Zeilen gelesen hatte, schrieb hinzu:

„Ich bin ein Mann, wie ein andrer Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann!"

---

Gesänge für Mädchen.

Im 18ten Jahre: Auf dich hab' ich gehoffet.

Im 20sten Jahre: Herzlich thut mich verlangen.

Im 24sten Jahre: Ach Herr, erbarm dich meiner.

Im 30sten Jahre: Es ist gewißlich an der Zeit.

Im 35sten Jahre: Mein Hoffen ist vergebens.

Im 40sten Jahre: Ich hab' mein Sach Gott heimgestellt.

---

Etwas Neues! — Als die größte Neuigkeit bei der National-Ausstellung zu Washington rühmt Nile's Register mehrere ganz aus Glas angefertigte Damenhüte. Jeder Hut bestand aus 140,000 Yards biegsamen Glasfäden (?). Sie waren von Hrn. Joseph Reed von Philadelphia angefertigt und wurden zu 30 Thaler das Stück verkauft.

## Die patriotischen Kühe.

Es war im Jahr 1808 als das zu Bremen in Garnison stehende holländische Infanterie-Regiment, dessen Commandant ein junger, feuriger Franzose war, von der Stadtbehörde einen großen Exerzierplatz verlangte. — Oberst B. war mit dem dazu angewiesenen Platze nicht zufrieden, sondern verlangte zu diesem Zweck die große Bürgerviehweide. Man verweigerte indessen den Gebrauch dieser Weide aus dem Grunde, weil diese Eigenthum der Bürger sei, deren Milchkühe bei'm Melken u. s. w. durch die manoeuvrirenden Truppen gestört würden. Der eiserne Wille des Franzosen kehrte sich aber nicht an diese Vorstellung, und auf Befehl des Obersten sollte das Regiment am andern Morgen ausrücken. Der Befehl wurde vollzogen; es war ein nebliger Oktobermorgen; nachdem die Sappeure die Barriere mit ihren Aexten niedergehauen hatten, marschirte das Regiment mit klingendem Spiel, den Obersten hoch zu Roß an der Spitze, auf die Viehweide.

Doch wie oft im Leben der Feind sich dort am ersten zeigt, wo man ihn am wenigsten erwartet so auch hier vom starken Nebel verdeckt, standen Bremens Kühe in gewohnter Ordnung schaarenweise versammelt, um gemolken zu werden, als mit einem Male das Geräusch der Waffen und die ungewohnte Janitschaarenmusik sämmtliche Milchkühe, mit ihrem Bullen an der Spitze, in Alarm brachte. Da half kein Commando, kein Rufen, kein Schelten des Obersten; brüllend, mit aufgehobenen Schweifen, durchbrach das Rindvieh die Colonnen. In wilder Flucht wurde das ganze Regiment im eigentlichen Sinne von dem gehörnten Feinde zersprengt und von der Weide zurückgedrängt. Das Volk jubelte: „Dat hät unse Bulle mit sine Köhe doon!" Bremens Kühe hatten einen vollständigen, unblutigen Sieg erfochten und dem jungen Obersten die Lehre gegeben, zuerst, wenn man einen Exercierplatz wählt, das Terrain untersuchen zu lassen.

---

Unerhörter Bühnen-Effekt. — Die „Wheeling Times" erzählt, daß vor wenigen Abenden, als im Theater die bekannte Comödie „Perfection" gegeben wurde, und eben die Dame, welche die Rolle der ‚Susanne, spielte, sagte: „Ich will den ersten besten, einigermaßen erträglichen Menschen heirathen, der sich mir anbietet," ein 6 Fuß hoher Bursche des „Buckeye-Staates" die Bühne betreten habe, mit den Worten: „Ich bin der Mann für Dich und hier ist der Erlaubnißschein zum Heirathen." Man kann sich den schallenden Applaus des Publikums denken, welcher diesen unerwarteten Intermezzo folgte.

---

Ein Vielfraß. — Mehrere Bürger von Craborchardi Kentucky bezeugen in dem Louisville „Demokrat" daß am Wahltage in jener Stadt ein Mann Namens Evans, in der größten Sonnenhitze, in Anwesenheit einer großen Zahl Zuschauer, oben auf der Postkutsche sein Mittagsessen verzehrte, das aus 14 Hühnern bestand, dazu trank er 40 Tassen Caffee, 2 Peints Whiskey, aß zum Nachtisch noch eine verhältnißmäßige Zahl „Süßkuchen" und dergleichen „Leckerbissen" und forderte noch mehr Hühner. Vor dem Essen wog er 138; nach dem Essen aber 148 Pfund. Wäre er recht hungrig gewesen so würde er ein ganzes Schaaf verzehrt haben, und mit wenig Anstrengung auch wohl ein „ganzes Schwein."

Nachdem dieser Vielfraß sein Mahl verzehrt hatte, sprang er von der Postkutsche und stimmte das ganze Whigzettel, wie ein Alter!

---

Londoner Speisehäuser. London, das so viel Besonderes hat, hat auch eine ganz besondere Art Speisehäuser. Man kann nämlich ein Stück Fleisch mitbringen, das sofort vor unsern Augen gebraten, auf einen Zinnteller gelegt und nebst Zubehör aufgetragen wird. Ein solches Haus befindet sich unter andern in der Nähe der Bank. Kommt man in die Küche, so legt man sein Fleischstück auf eine Bank in die Nähe des ungeheuren Herds, und wie viel solcher Packete auch daliegen mögen, so hat man doch bald sein Fleisch vortrefflich zubereitet vor sich. Für diese Mühewaltung zahlt man 10 Pfennige. Von 1 — 4 Uhr täglich ist der Bratrost im Gange.

## Der ungläubige Geisterseher.

Indem ich in Folgendem eines von den räthselhaftesten Begegnissen meines Lebens zur Sprache bringe, achte ich für nöthig, über meine Individualität einiges vorauszuschicken, um dem Verdacht zu begegnen, als sei ich von Haus aus furchtsam und zum Aberglauben geneigt. Nein, ein blinder Glaube war nie meine Sache, so wenig als der Aberglaube. Was Furcht sei, habe ich erst in der letztern Zeit meines Lebens erfahren; dem Tod habe ich schon in den mannigfaltigsten Gestalten in's Auge gesehen, und ich bin mir bewußt, immer ohne Zittern. An den Anblick von Leichen habe ich mich frühzeitig — auf der Anatomie und anderwärts — gewöhnt, und mit Selbstmördern bin ich schon amtlich und außeramtlich in vielfache Berührung gekommen. Eben darum ist mir auch das, was ich zu erzählen habe, so räthselhaft, als mein Bericht die buchstäbliche Wahrheit und nichts anderes enthält. Auf Spuk- und Geistergeschichten habe ich nie mehr gehalten, als auf die Weiberreue, wo bekanntlich alle dämonischen Unholde heute noch ihr Wesen treiben, wie in jenen Tagen, wo man Hexen verbrannte, und der Teufel umherging, wie ein brüllender Löwe. Und doch sollte mir etwas begegnen, was mich fast bestimmt hätte, meinem alten 42jährigen Skepticismus zu entsagen und mich gläubig unter die Fahne des ehrwürdigen Justinus Kerner zu stellen. Die Sache ist folgende:

Am Mittag des 6ten Juli 1843, als ich mich eben mit meiner Familie zum Essen niedersetzen wollte, sprang eine Bauernfrau vor mein Fenster und rief mir mit meinem Titel. Schrecken und Entsetzen sprachen sich in Gesicht und Geberden aus, und kaum konnte sie die Bitte aussprechen, ich möchte mit ihr gehen, eilig, plötzlich, indem ihr Mann sich neben der Bettstätte erhängt habe.

Ich that, was die Menschenpflicht mir gebot, und eilte so schnell ich konnte mit der Verzweifelten in ihr nachbarliches Haus. Mit dem Schwager des Unglücklichen, der eben im Hause ankam, und der sich weinend die Haare ausraufte,—weil jetzt sein Haus verunehrt sei, löste ich den unheilvollen Strick und schob ihn in der Eile in meinen Schlafrock. Der Affekt des Schwagers hatte sich zur Wuth gesteigert, und ich mußte mein ganzes Ansehen geltend machen, um den Leichnam vor den rohesten Mißhandlungen zu schützen. Mit Hülfe einiger Herbeigeeilten gelang es mir, die Leiche auf ein Lager zu bringen und die gewöhnlichen Wiederbelebungsversuche, die jedoch vergeblich blieben, anzustellen. Mittlerweile suchte ich die Angehörigen zu trösten und die lieblosen Verdammungsurtheile niederzuhalten, die jeden Augenblick von den jetzt zahlreich Ankommenden ausbrechen wollten, indem ich darauf aufmerksam machte, daß der Verewigte bisher ein ganz untadelhaftes Leben geführt und dessen entsetzlichen Schritt ohne Zweifel in einem Zustand von geistiger Verwirrung gethan habe.— Als einige Ruhe eingetreten war, traten mehrere Leute auf, die schon vor längst und auch noch am Tage vor dem schrecklichen Ereigniß aus dem Munde des Entseelten gehört zu haben versicherten, daß er mehreremal geäußert hätte, er möchte nur mit mir allein etwas reden, er habe etwas, daß ihn drücke, und das er allein mir sagen könne. Dieß ging mir tief zu Herzen, besonders da mir jetzt einfiel, daß er am vorigen Tag, als ich meinen Arbeitern einen Trunk bringen wollte, schüchtern, wie er immer war, zu mir herging, aber sich wieder entfernte, nachdem ich ihm ein Glas Getränk aufgenöthigt hatte.

Die Sache beschäftigte mich sehr, doch war ich so entfernt von Furcht und Entsetzen, daß ich noch am Abend des nämlichen Tages meine Kinder in das nun allgemein gefürchtete Haus und zu der entstellten Leiche führte, wo ich laut mein Bedauern aussprach, daß der arme Mann nicht zu mir gekommen und sein Herz mir nicht aufgeschlossen habe. Daß ich den Unglücklichen mit lauten Worten des Erbarmens des Höchsten befahl, geschah theils aus eigener, innerer Bewegung, theils um des Verstorbnen, endlich auch meiner Kinder willen. Doch solches gehört nicht hierher. Nachdem ich mich Nachts mit den Meinigen zur Ruhe begeben hatte, wurde ich mit dem Schlag 12 Uhr durch das laute Gebell meines Hundes, der sein Lager vor der Thür meines Schlafgemachs hatte, aufgeweckt.

Wer längere Zeit Hunde gehalten hat, wird wissen, das man aus der Art des Bellens mit aller Gewißheit schließen kann, ob der Hund zu seinem Privatvergnügen, oder ob er einem andern Hunde der Spur nach bellt, oder ob es einem Menschen gilt, dem der treue Wächter den Eingang verwehren will.

Das Gebell meines Assor war von der Art, daß ich, wie mein gleichfalls erwachtes Weib, die feste Ueberzeugung aussprach, es befinde sich ein fremder Mensch in der Hausflur. Ich wollte mich erheben, aber ich fühlte mich krank und zum erstenmal hörte meine Frau aus meinem eigenen Munde, daß ich mich fürchte und voll Angst sei. Sie lachte ob dieser ungewohnten Rede; als aber das Gebell immer heftiger, und unsere Ueberzeugung, daß ein fremder Mensch im Hause sei, immer stärker wurde, gebot mir die Pflicht als Hausvater, der Sache nachzusehen, und ich öffnete—ehrlich gestanden —mit sträubenden Haaren, aber auch mit gespannten Pistolen, die Thüre. Die Wuth meines Hundes kannte keine Grenzen, er bellte an den Wänden hinauf, kehrte sich bald dahin bald dorthin, immer gerade so, wie wenn er einem zudringlichen Menschen den Weg und Zutritt streitig machen wollte.

Mein erster Gedanke war, das Thier sei wüthend geworden, und hätte ich das Spektakel in der Nachbarschaft nicht gefürchtet, so würde ich auf der Stelle den sonst so treuen Hund getödtet haben. Umsonst durchsuchte ich jeden Winkel meines Hauses, Assor flog mit immer erneuerter Wuth die Treppen hinauf oder hinab, um in der Hausflur, besonders vor meinem Schlafzimmer, sich wie rasend zu geberden. Ich mußte mich nun wieder zu Bette begeben, ohne irgend einen Grund dieser Erscheinnng erforscht zu haben. An das Schlafen war nicht mehr zu denken, das Gebell dauerte fort und es blieb mir nichts übrig, als den Hund in's Zimmer zu rufen, wo der sonst so Muthige zitternd sich unter das Bett meiner Frau flüchtete und in der hintersten Ecke sich verkroch und um keinen Preis zu bewegen war, zu mir herzukommen. Nun wurde mir so angst und bange, daß ich nicht anders glaubte, als der Erhängte stehe an meiner Seite, ich zweifelte nicht, daß dieses Gefühl die Folge einer anrückenden Krankheit sei, ich wusch Kopf und Brust mit kaltem Wasser, ich las, um mich zu zerstreuen, aber immer war mir zu Muth, als sehe mir Jemand und zwar mein verstorbener Nachbar über die Achseln in das Buch. Kurz, ich war krank, und die zwei mir befreundeten Aerzte, die ich am andern Morgen rufen ließ und denen ich offen sagte, daß eine mir ganz ungewohnte Furcht vor dem Selbstmörder mich quäle, daß ich ohne Entsetzen kein anderes Zimmer betreten könne u. s. w., stimmten mit mir überein, daß Mittel angewendet werden müßten, um mein aufgeregtes Nervensystem zu beruhigen und herabzustimmen. Mein Hund blieb den ganzen Tag, ohne nach Nahrung zu verlangen, in seinem Schlupfwinkel liegen, und als er am Abend mit Gewalt vor die Thüre gelegt werden wollte, fing das alte Rasen und Wüthen wieder an und ich war abermals genöthigt, die Runde im Haus herum zu machen. Ich konnte weder bei Nacht ein Auge schließen, auch durchaus nichts genießen. Bei jedem Schritt, selbst bei jedem Athemzug, war es mir, als stehe mein verstorbener Nachbar an meiner Seite. Ich sprach darüber mit meinen Aerzten und mit den Meinigen, und war fest überzeugt, daß alles dieß von einer krankhaften Aufregung, die unbewußt über mich gekommen war, herrühre. Von jetzt an entfernte sich Assor jeden Morgen und ließ sich den ganzen Tag im Hause nicht mehr sehen. Trieb ihn die Nacht nach Hause, so suchte er mit aller Gewalt seinen Schlupfwinkel unter dem Bette meiner Frau, that ich ihn vor die Thüre, so wüthete er zuerst, darnach heulte er; und als ich ihn einmal mit Gewalt zu mir an mein Bette und auf die Bettdecke zog, so zitterte er am ganzen Leib und bellte, als ob er mich gegen eine ganze Rotte von Räubern zu schützen hätte. — So dauerte der traurige Zustand 4 Tage und 4 Nächte. Plötzlich, wie das Uebel gekommen war, schwand es wieder. Es war mir nicht anders, als erwache ich aus einem Traum, und es ist und bleibt mir unerklärlich, woher meine entsetzliche Furcht kam und — wohin sie ging. Ueberall fühlte ich mich beengt und belästigt, als ob ein Mensch mir hart zur Seite wäre, als wenn ich seinen Athem mit dem meinigen einathmen müßte.

Wäre ich der einzige leidende Theil gewesen, so hätte ich nie anders geglaubt, als daß ich krank sei; aber das ganz auffallende Betragen meines Hundes, dessen regelmäßigen Wandel wir seit mehreren Jahren gewohnt sind, der Umstand, daß alle meine Hausgenossen nicht anders glaubten, als daß nach dem Betragen des Hundes eine fremde Person im Hause sein müsse, der weitere Umstand, daß meine Genesung und Heilung so plötzlich erfolgte und daß in dem gleichen Augenblick meinem Hunde die gewohnte Ruhe wiederkam; dieß — und Anderes könnte die Meinung rechtfertigen, als bestände irgend ein besonderer Zusammenhang zwischen meiner Krankheit und Angst, zwischen der Unruhe und Wuth meines Hundes und zwischen dem Unglücklichen und seinem Wunsche, mir sein Herz aufzuschließen.

Ich habe schon da und dort von einem seelischen Leib gelesen, von einer früheren Hülle der Seele, die dem sterblichen Auge unsichtbar und doch gewissermaßen materiell sei. Ich hielt das immer für eitles phantastisches und schwärmerisches Gerede. Heute und seit ich das Erzählte erlebt habe, sind mir in der That allerhand Zweifel aufgestiegen, ob nicht Kerner und seine Glaubensgenossen in einigem doch Recht haben könnten? Gleicherweise las ich einmal, wo, weiß ich nicht mehr, daß die Organisation und der Instinkt der Hunde mehr auf sich habe, als man gemeinhin glaube. Wenn eine Wachtel, ein Rebhuhn oder sonst ein Thier eilenden Fußes über ein Feld hingelaufen sei, so wittere es der Hund noch nach vielen Stunden und es sei fast unmöglich zu glauben, daß von dieser flüchtigen Berührung des Bodens nach so langer Zeit noch Theile zurück seien, die irgend welchen Eindruck auf die Geruchswerkzeuge des Hundes äußern können. Man müsse also glauben, diese Thiere seien mit einem uns ganz unbekannten, von uns kaum geahneten Sinn begabt, durch den sie leisten, was wirklich wunderbar und ungebegreiflich ist, uns aber gleichwohl natürlich erscheine, weil es uns täglich vorkommt. In Summa,—wenn es einen seelischen Leib gibt, in welchen die Seele sich kleiden kann so glaube ich nunmehre, daß ihn ein Hund sehen oder wittern kann, wenn er auch für die Organisation unserer schwachen Sinne zu fein wäre, um von uns gesehen werden zu können; item, es gibt Erfahrungen, die auch denjenigen der mit seinem Glauben ganz im Reinen zu seyn wähnt, in Verlegenheit u. Zweifel zu bringen vermögen.

Schließlich will ich noch bemerken, daß seit jenen 4 Tagen und Nächten mein Hund durch nichts mehr zu bewegen ist, seine alte Lagerstätte vor meinem Schlafzimmer einzunehmen, obgleich ich ihm Teppiche und selbst schon meinen Schlafrock unterbreitete. Er hat sich eigenmächtig seine Ruhestätte im Holzstall auf hartem Reissach ausgesucht. Was endlich das geheime Anliegen des Unglücklichen betrifft, so spricht das öffentliche Urtheil ihn völlig frei von großer Verschuldung; dagegen soll eine ihm sehr nahe stehende Person bei ihm in Verdacht gestanden haben, als lebe sie in verbrecherischer Verbindung mit ihrem nächsten Blutsverwandten. Ob er Grund zu diesem schweren Verdacht gehabt habe, wird einst der an's Licht bringen, vor welchem Mitternacht ist, wie der helle Mittag.

---

**Der Kaiser und die Bierkrüge.** — Zur Zeit Kaiser Karls des V. hatten die Bierkrüge keine Henkel und da der Kaiser dies höchst ungemächlich fand, befahl er in seinem ganzen Reiche, den Bierkrügen Henkel anzusetzen. Er wollte sich selbst überzeugen, ob man sein Gebot befolge, ging daher in eine Schenke und forderte einen Krug Bier. Anstatt daß der Wirth aber den Krug so angeboten hätte, daß der Henkel nach dem Kaiser gerichtet war, faßte er ihn so, daß der Kaiser wie früher genöthigt war, den Krug mit beiden Händen zu umspannen. Dem abzuhelfen, ließ er am andern Morgen den Befehl ergehen, daß alle Krüge zwei Henkel haben müßten, ging dann wieder in die Schenke und fragte nach einem Krug Bier. Da kam der Wirth und hatte den Krug bei beiden Henkeln gefaßt, mit jeder Hand einen, und präsentirte ihn also dem Kaiser, der darob höchlich erzürnt, ohne den Krug anzunehmen, davon ging und alsbald befehlen ließ, daß von da an alle Krüge drei Henkel haben mßten.

Er meinte, es nun ganz gewiß getroffen zu haben; aber der Wirth brachte ihm beim näch-

sten Besuch in der Schenke wieder den Krug bei beiden Henkeln angefaßt, und den dritten nach der eigenen Brust gekehrt. Da erkannte der Kaiser daß er nichts vermöge gegen die Bierkrüge und ließ einen viertenBefehl ergehen, worin er Jedem freistellte, Krüge zu halten nach Belieben.

Diesen Schwank sollten die Viel-Regierer sich zu Herzen nehmen.

---

Ein Urtheil über die einwandernden Deutschen. — Der amerikanischen Correspondenz eines europäischen Blattes entnehmen wir ohne weitere Bemerkungen, die dem Leser überlassen bleiben, folgenden merkwürdigen Passus:

„Bewundern muß ich aber doch diese Einwanderung von Deutschland; die gröbsten und unsamsten Flegel hier sind die Deutschen. Ich wundere mich nicht, daß diese lümmelhaften und üppigen Menschen drüben sich nicht halten können. Das Ehrgefühl und die Treue haben sie schier verloren, sie sind Alle Lügner wie die Irländer, stehlen zwar nicht, wollen aber am liebsten faullenzen; keine Arbeit ist ihnen gut genug und die gebratenen Vögel müssen Jedem in's Maul fliegen, sonst findet nichts Gnade vor ihren Schandzungen.

Es ist wahrlich kein Wunder, wenn sich Niemand dieser Sorte Auswanderer annimmt, den Dank hat er nicht, nur die abscheulichsten Grobheiten zu erwarten. Und doch werden diese Flegel und Michel einst die Republick retten; sie sind Demokraten durch und durch, sie hassen die Whigs und die Reichen, und finden sie erst die rechte Klappe, um den socialistischen Wind gehörig durchzulassen, ich wette, sie stürzen Alles über den Haufen. Zur Zeit breitet sich der Strom noch aus und es ist kein rechter Zusammenhang zwischen West und Ost. Sollte aber je irgend ein Hauptkerl Alle vereinigen, ich wette dann kommt etwas heraus."

---

Der neue Planet. Es ist letzten December von Hencke in Driesen ein seither unbekanntes Mitglied unseres Planetensystems entdeckt und Asträa genannt worden. Die nachstehenden Notizen enthalten das Hauptsächlichste, was man seither über diesen Wandelstern erfuhr:

Der Planet gehört zu den in diesem Jahrhundert entdeckten kleinen Planeten und seine Bahn hat ihrer Form nach am meisten Aehnlichkeit mit der Juno. Auch seine Umlaufszeit etwa 1524 Tage, kommt der der Juno am nächsten. Sonst ist seine Bahn beträchtlich weniger gegen die Erdbahn geneigt als die der Juno. Er hat eine nicht unbedeutende Lichtstärke, doch erscheint er trotz dieses günstigen Umstandes nur als ein schwacher Stern der neunten Größe, und dies mag der Grund sein, warum er den mehrjährigen beharrlichen Nachforschungen der Astronomen entgangen ist. — Uebrigens wird er noch bis Mitte oder Ende Aprils zu beobachten sein, so daß es keinem Zweifel unterliegt, daß er mit Sicherheit wird wieder aufgefunden werden können, wenn er auch mehre Monate hindurch durch die Sonnenstrahlen uns unsichtbar bleibt.

Die bisher bekannten kleinen Planeten: Ceres, Pallas, Juno, Vesta, zu deren Gruppe man die neu entdeckte Asträa rechnet, wurden von dem gelehrten Astronomen Olbers in Bremen als Bruchstücke eines größern Planeten angesehen, der durch irgend eine Katastrophe zersprengt sein mochte. Man glaubt, daß diese kühne Hypothese Olbers' durch die Elemente der Bahn des jetzt entdeckten Planeten eine neue Bestätigung erhalten werde. Sind nämlich diese kleinen Planeten Bruchstücke eines einzigen größern, so müssen sich die Bahnen derselben nahezu in einem Punkte im Weltraume durchschneiden. Von den Fixsternen des Himmelsgrundes unterscheidet sich jetzt der neue Wandelstern durch nichts als durch sein Fortrücken.

---

Ueber das Reinigen der gläsernen Flaschen mit Schrot. In manchen Haushaltungen findet noch die nachtheilige Gewohnheit Statt, die Bouteillen mit Schrot zu reinigen. Welche nachtheilige Folgen daraus entstehen können, mag aus Folgendem ersehen werden. Vor einigen Jahren bekam ein hiesiger Bürger heftige Leibschmerzen auf das Trinken von Liqueur. Es wurde alsbald Verdacht auf diesen Liqueur geworfen, da er

ſehr trübe geweſen, und Schreiber dieſes die Flaſche ſammt Inhalt zur Prüfung übergeben. Es fand ſich bei der Unterſuchung, daß ſich 10 Bleiſchrote zwiſchen den kegelförmigen Boden und die Wand der Flaſche eingekeilt hatten, welche nach und nach in kohlenſaures Bleioxid umgewandelt worden, ſo daß nur noch kleine Körner von Metall übrig blieben. So lange nun der Liqueur hell abgegoſſen gebraucht wurde, veranlaßte er keine Beſchwerden; als aber der entſtandene Bodenſatz zum Genuſſe kam, ſo konnten die Folgen nicht ausbleiben. Warum kann man ſich denn nicht des einfachen groben Sandes zum Reinigen bedienen, der doch gar nichts koſtet?

## Wiſſenſchaftliche Entdeckungen.

Die Erfindung des galvaniſchen Telegraphen verdankt man den deutſchen Gelehrten. Der Akademiker Sömmering erdachte den erſten galvaniſchen Telegraphen, und führte ein Modell deſſelben im Jahre 1807 im Akademiegebäude in München aus, auf welchem auf 35 Buchſtaben nach Belieben hingewieſen werden konnte. Da er aber hierzu mehr als 35 Drahtleitungen angewendet, ſo war derſelbe für große Entfernungen ſo koſtbar, daß kein Verſuch zu ſeiner Ausführung im Großen gemacht worden iſt.—Profeſſor Fechner in Leipzig berechnet ſpäter, daß man mittelſt einer kleinen galvaniſchen Säule telegraphiſche Zeichen durch einen verhältnißmäßig dünnen Draht 10 Meilen weit ertheilen könne.'— Die Profeſſoren Gauß und Wilhelm Weber richteten im Jahre 1833 den erſten galvaniſchen Telegraphen im Großen in Göttingen ein, der das phyſikaliſche Inſtitut mit der eine viertel Stunde entfernten Sternwarte verband. Die Leitung des galvaniſchen Stromes wurde nur durch zwei, auf Stangen durch die Luft geführte, nicht iſolirte Drähte bewirkt. Der ganze Weg, den der Strom hin und zurück durch alle Windungen des Drahtes durchlief, betrug ungefähr eine halbe Meile. Mittelſt dieſes Telegraphen korreſpondirten ſie zu wiſſenſchaftlichen Zwecken mehrere Jahre mit einander. Im J. 1838 machte Prof. Steinheil, von welchem die Technik der Zeichengebung auf den höchſten Grad vervollkommnet wurde, die Entdeckung bekannt, daß man bei der Einrichtung eines galvaniſchen Telegraphen mit einem Drahte ausreichen und die Rückleitung des galvaniſchen Stromes durch die Erde bewirken könne. Er richtete einen galvaniſchen Telegraphen ein, der München mit der drei viertel Stunden davon entfernten Sternwarte in Bogenhauſen in Verbindung ſetzte. Auch traf er eine Einrichtung in München, vermöge deren die Normal die Zeiger an den Zifferblättern anderer Stadtuhren durch galvaniſche Telegraphie zugleich mit bewegte, ſo daß überall gleiche Zeit wahrgenommen wurde. — Dem praktiſchen Sinne der Engländer hat man es zu verdanken, daß dieſe Erfindung, die hinſichtlich des Transports der Gedanken in der Welt eine eben ſo große Revolution hervorbringen wird, als die Eiſenbahnen für den Perſonen- und Waarentransport, auf den Eiſenbahnen wirklich eingeführt wurde, wobei Wheatſtone die in Deutſchland erfundenen und von Steinheil vervollkommneten Methoden in Anwendung gebracht hat.

(Die wichtigen Verbeſſerungen und Entdeckungen des Amerikaners Morſe, welchem das amerikaniſche Syſtem der Elektro-Telegraphie ſeinen allgemeinen, anerkannten Vorſprung vor den übrigen verdankt, ſind ſonderbarer Weiſe hier ganz übergangen.)

## Der Erfinder der Dampfboote.

Ueber die Ausmittelung desjenigen, dem man die Erfindung des Dampfbootes zuzuſchreiben habe, iſt neuerdings in England viel hin- und hergeſtritten worden, indem Einige dieſe Erfindung dem Capitain Savery, Andere einem gewiſſen Millar in Dalswinton zuſchreiben, Alle aber dem Symington dieſe Ehre ſtreitig machen wollen. Wenige Worte dürften unſere Leſer in den Stand ſetzen, ſelbſt zu urtheilen. —Savery nahm ſein Patent auf eine Dampfmaſchine, welche, wie jede frühere Anwendung der Dampfkraft, zur Waſſerhebung verwendet werden ſollte, und bemerkte nebenbei, daß ſie auch für den Zweck der Marine brauchbar ſei. —Doch alſo um dort Waſſer zu heben? — Jonathan Hull ſoll 1738 ein Dampfboot erfunden haben, welches aber bald unbenutzt und unprak-

tisch der Vergessenheit anheim gefallen ist. — Damit war also nichts erfunden.–Watt sagt in einer der Erklärungen seiner Erfindungen, daß es ihm möglich scheine, die Anwendung der Dampfkraft auch auf Wagen auszudehnen,daß indessen seines Wissens noch kein Dampffahrzeug gebaut sei. Hieraus dürfte wohl kaum hervorgehen, daß Watt, der kaum die Anfertigung eines Dampfwagens für möglich hielt,der Erfinder der Dampfschifffahrt seyn solle.–Was die Behauptungen für Millar betrifft, so heißt es im Quaterly Review, daß ums Jahr 1787 Millar aus Dalswinton den Entwurf zu einem Dampfboote veröffentlicht habe, welches einige Jahre später durch einen gewissen Symington, einen Arbeiter Millars, ausgeführt worden; allerdings sei der Versuch gelungen, das Boat aber, da es für den Kanal, auf welchem es erbaut worden, zu groß gewesen, wieder abgebrochen worden. Diese Angabe ist jedenfalls unrichtig, denn das erste Dampfboot wurde nicht auf einem Canale, sondern auf dem Dalswinton See und zwar im J. 1788 erbaut, Millar war damals mit dem Bau eines Dampfwagens beschäftigt, und die Idee zur Dampfschifffahrt ging allein von Symington aus. Dieses Boot wurde auch nie für einen Kanal erbaut oder abgebrochen, auch niemals für ein Dampfschiff ausgegeben. — Mit einem, von dem vorigen ganz verschiedenen Boote wurden 1789 auf dem Forth und Clyde-Canal Versuche gemacht, die man aufgab, weil Millar damals mit mehrfachen Verbesserungen des Ackerbaues beschäftigt war. Endlich war auch Symington nie ein Arbeiter Millar's, denn er hat von Letzterem nie Geld erhalten oder verlangt, sondern, im Gegentheil, mehr auf solche Versuche verwendet als Millar. Was noch mehr sagen will, Symington hat öffentlich erklärt, daß er, selbst wenn Millar ihm Geld geboten hätte, er es nicht angenommen haben wurde,da er damals bei einer Bergwerksgesellschaft reichlichen Erwerb gehabt, und ihn ein Mitglied derselben, Gilbert Meason, der sich für Sym'ngtons Erfindung sehr interessirte, mit den nöthigen Geldmitteln unterstützt habe. Endlich ist auch bekannt, daß eine Dampfschifffahrt unmöglich sey, weil man dadurch das Schiff in Brand stecken würde, und daß Symington diese Behauptung widerlegte, indem er zugleich angab, wie man die Schaufelräder mit der Maschine in Verbindung setzen müßte. Auf die irgendwo aufgestellte Behauptung, daß in der Erfindung des Dampfwagens auch die des Dampfschiffes einbegriffen sey, da das Treibrad der Locomotive und das Schaufelrad des Dampfschiffes streng genommen ein und dasselbe sey, bedarf es wohl keiner Erwiederung, um so weniger da zwischen beiden Erfindungen eine ganze Reihe von Jahren liegt.

---

**Die größte Stadt** in der Welt ist eine im Innern von China gelegene Stadt. Sie enthält innerhalb ihrer Mauern 5,000,000 Einwohner und 10,000,000 in einem Umkreis um dieselbe in einem Durchmesser von 4 Stunden!

Diese Riesenstadt, in der der größte Seidenhandel in der Welt getrieben wird, wurde durch einen französischen Missionär Namens Hedde, der dieselbe besuchte, entdeckt.

---

**Hohes Alter.** In Bangor Me. wohnt ein Frauenzimmer, das im Jahr 1742 in Newbern W. B. geboren wurden. Sie ist noch so rüstig, daß sie regelmäßig jeden Sonntag zur Kirche geht.

---

**Jugendliche Unbedachtsamkeit.** Am 16ten September heirathete in Worcester, Massachusetts, ein Jüngling von 71 Jahren ein kleines Mädchen von 73 Jahren—Was Streiche macht doch die liebe Jugend!

---

**Neue Art Likör.** Ein alter Kenner trat kürzlich in einen großen Likörladen und forderte ein Glas ad valo-rum [ad valorem]. Der Wirth antwortete höchst verlegen, daß er nie von solchem Likör gehört. „Das ist sonderbar" meinte Freund Rothnase, „habe ich doch Jamaica Rum und Neu-England Rum und alle Sorten Rum getrunken aber in meinem Leben noch keinen ad valo-Rum, von dem die Leute jetzt so viel Wesens machen, möchte doch gern die Qualität probiren.

---

In St. Louis wurde ohnlängst ein 16 jähriges, hübsches und kräftiges Negermädchen für die Summe von fünf und sechzig Thaler öffentlich verkauft. Wahrhaftig, ein billiges Stück Menschenfleisch!